

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339146](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339146)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der Pfarrer und der Zigeuner.

(Eine wahre Begebenheit.)

Es war in einer stürmischen Octobernacht, vor langen Jahren, als der ehrwürdige Theophilus, Pfarrer in W^{***}, auf eine höchst unangenehme Weise im ersten Schlafe gestört wurde. Eine kräftige Faust schlug donnernd an die eichene Hausthüre, und eine raube Männerstimme schrie dazu in seltsamem, fast lauderswälschen Dialekt: „D, Herr Pfarrer, blanker Gottesmann! mach' auf, mach' auf! Viel Unglück! — Klein Kind krank, nicht selig werden kann; schreit nach Lauf! D Herr, mach' auf, mach' auf!“

Theophilus fuhr so schnell als möglich in die Pantoffeln, tappte in der Dunkelheit zum Fenster hin und öffnete es behutsam. Dann streckte er vorsichtig das noch unbedeckte Haupt in den Regen hinaus, der ihm unhöflich in's Gesicht schlug, und spähte nach der Thüre hinunter, um wo möglich den nächtlichen Friedensstörer sich näher zu beschauen; allein die Finsterniß draußen war so rabenschwarz, daß sein Bemühen vergeblich blieb. Aber aus der Tiefe herauf klangen wiederholt durch Sturm und Regen die Worte an sein Ohr: „D Mann Gottes! mach' auf, mach' auf! Klein Kind sterben will, nicht selig werden kann ohne Lauf!“

Der Pfarrer besann sich nicht lange und rief hinab, daß er sogleich öffnen werde. Darauf schloß er behutsam das Fenster, schlug Feuer und zündete die Lampe an. Nun bekleidete er seinen vor Frost zitternden Körper mit dem bunt geblünten Schlafrocke und weckte die Magd, eine rüstige Bäuerin von ungefähr fünfzig Jahren, die ihm die Wirthschaft führte, denn Theophilus stand, da ihm Weib und Kinder gestorben waren, seit langer Zeit allein in der Welt.

Margaretha kroch von der Bodenlammer herunter. Ihr Herr benachrichtigte sie von dem fremden Manne, welcher Einlaß begehrte, und beide gingen, nachdem sich der Pfarrer erst mit einer wohlgeladenen Flinte versehen und die Magd eine ungeheure Stallgabel ergriffen hatte — eine Vorsicht die in jener Zeit, wo gerade allerlei Gesindel die Gegend unsicher machte, höchst nothwendig war — näher zu sehen, wessen Geistes Kind der Klopfende seyn möchte.

Die schweren Riegel wurden hinweggeschoben,

die Thüre behutsam geöffnet; Margaretha stellte sich zugleich mit ihrer fürchterlichen Waffe schützend vor den geistlichen Herrn, und sie hatte wohl Grund dazu; denn es trat ein Mensch herein, der eher das Ansehn eines Räuberhauptmanns, denn das eines ehrlichen Mannes hatte. So viel Beide, trotz ihrer Angst, beim Lampenscheine bemerken konnten, war der Fremde fast von riesiger Größe. Sein Gesicht, worin ein Paar pechschwarze Augen glüheten, sah noch gelber als Margarethens zitronenfarbiges Nachtruch. Schwarze struppige Haare fielen auf seine Schulter herab. Seine Kleidung unterschied sich merklich von der Tracht anderer, ehrlicher Leute, denn sie war gar seltsam und fremdartig; dazu trug er ein langes Mordgewehr an der linken Seite. Margaretha, den braunen Mann für einen Räuber haltend, schickte einige Seufzer gen Himmel, dann holte sie zu einem fürchterlichen Schreie aus, um den Fremden, falls er einen Angriff auf den Herrn Pfarrer machen würde, zu Boden zu schmettern.

Der Pomeranzensfarbige aber schien durchaus keine feindliche Absichten zu haben, denn er fiel vor dem Pfarrer auf die Kniee, kreuzte die Arme über die Brust und jammerte kläglich, während große Thrämentropfen über seine braunen Augen liefen: „D, blanker Mann Gottes! komm mit. Bin Zigeuner aus B^{***}. Klein braun Kind will sterben; kommt nicht in den Himmel ohne Lauf! D, erbarme dich!“

Theophilus trat dem Manne mitleidig näher und wollte ihn auch sehen; allein der Zigeuner blieb wimmernd liegen und wiederholte seine Bitte. In des Greises Herzen regte sich sogleich eine warme Theilnahme für den schluchzenden Fremdling. Die Stimme der Religion und der Menschenliebe mahnten ihn im Innern dem Zigeuner zu folgen und das sterbende Kind zu taufen. Gleichwohl flüsterte ihm aber auch die überlegende Vernunft zu: Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Die Zigeuner sind allgemein als ein falsches, hinterlistiges Volk bekannt und jeder Verstellung Meister. Wer weiß, ob dieser Mann nicht ein Bösewicht ist, der dich will weglocken aus dem sichern Hause, damit nachher seine heidnischen Spießgesellen nach Herzenslust darin stehlen und Unfug treiben können. Zudem raunte ihm die ängstliche Magd in's Ohr, bei Leibe nicht

dem wilden Gefellen zu folgen, der ihn unfehlbar unterwegs in Stücke zerreißen, oder doch zum mindesten todtschlagen würde. Schon war Theophilus im Begriff, dem Zigeuner seine Bitte, wenigstens für diese Nacht abzuschlagen, als dieser trampschaft seine Kniee umklammerte und gar jämmerlich rief: „D, blanker Mann Gottes! du selbst vielleicht klein Kind haben, auch einmal sterben kann und Engel werden will. D, komm mit mir!“

Des Greises Herz wurde erschüttert, sein Auge floß von Thränen über. Seine eigenen Kinder, deren Leiber draußen auf dem Kirchhofe ruheten, standen im Geiste verklärt vor ihm und falteten bittend die kleinen Hände und baten: „D, gehe mit dem Manne, lieb Väterchen! taufe das braune Kindlein, auf daß es ein weißer Engel werde und mit uns spiele im Himmel.“

Sein Entschluß war gefaßt. Rasch eilte er in die Stube, hüllte seinen Leib in das Priestergewand, zog einen Mantel um die Schultern und bedeckte das kahle Haupt mit einem großen Regenhute. Dann holte er das spanische Rohr aus der Ecke, nahm Gottes Wort, die heilige Bibel, unter den Arm, befahl Margarethen das Haus zu bewachen und folgte ungehämt dem bekümmerten Zigeuner durch Nacht und Nebel. Nun aber war das Wetter, wie schon gesagt, so fürchterlich als möglich. Regen und Schneegestöber wechselten mit einander ab. Des Pfarrers Antlitz wurde von den Schloßen zerpeitscht. Dazu entführte ihn noch der Sturm, wenige hundert Schritte von seinem Hause, den Regenhut, so daß der alte Mann kahlhäutig fortwandern mußte. Der Weg dauerte wohl über eine lange Stunde, und der schwache Pfarrgreis wäre gewiß den mannfachen Beschwerden erlegen, hätte ihn nicht der riesige Zigeuner redlich gestützt und mitunter sogar auf die Schultern gehockt und eine große Strecke weiter getragen.

Nach unfäglichen Mühen langten sie endlich in der Zigeuner-Kolonie an, und der Pfarrer betrat die schmutzige Lehnhütte seines Begleiters, die eher einer Höhle für wilde Thiere als einer menschlichen Wohnung glich. Drinnen aber saß ein junges Weib, eben so braun als der Mann, das bewachte, zärtlich, Angst und Mutterliebe in den großen, kohlschwarzen Augen tragend, das stehende Heidenkindlein, das kaum vier Wochen alt seyn mochte. Die in der Lehmwand steckende Kienfackel beleuchtete schauerlich den auf Lumpen ruhenden Säugling, dessen halbgebrochene Augen den baldigen Tod verkündeten.

Theophilus, obwohl hart angegriffen von den

Mühen des Weges, besann sich nicht lange. Er trocknete rasch das regennasse Angesicht mit dem Schweistuche, legte die Bibel auf den Tisch und befahl Wasser herbeizuholen. Dann sprach er, wie üblich, das Gebet des Herrn und taufte das winnende Kind im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Und — wunderbar — so wie der Säugling die heilige Weihe empfangen hatte, weinte er nicht mehr, sondern ward stiller und stiller, und über sein Antlitz hin zog es wie ein seliges Lächeln. Er war ein Engel geworden.

Der arme Vater küßte dem Greise dankbar die Hände. Drauf sprach er zu seinem schluchzenden Weibe: „Nun wein nicht mehr, klein Kind ist im Himmel.“ Und sie breiteten ein Tuch über den Leichnam, trockneten die Augen und zündeten ein Feuer an, ihren Gast zu erwärmen und seinen nassen Mantel zu trocknen. Theophilus ließ sich auf einer Moosbank nieder, und die wohlthätige Wärme thaute dessen fast erstarrte Glieder wieder auf, und bald schief er unter dem tröstenden Gedanken, ein gutes Werk gethan zu haben, ein.

Am andern Morgen führte der Zigeuner den guten Pfarrer wohlbehalten nach seiner Wohnung zurück. An der Thüre warf er sich nochmals vor ihm nieder, und rief: „Brav' Mann Gottes, Dank, tausend Dank! Karbo's Leben, Karbo's Leib und Seele ist Dein. D Karbo vielleicht kann machen gut.“ Dann sprang er auf und entschwand in wenigen Minuten den Blicken des Pfarrers, der dann der vergnügten Margaretha das Vorgefallene erzählte.

Einige Jahre waren seit dieser Nacht vergangen. Der Pfarrer gedachte nur noch selten des Zigeuners, als ihm ein reicher Wetter in einem benachbarten Städtchen starb und fünfhundert Thaler vermachte. An einem heitern Frühlingmorgen machte der Greis in aller Frühe sich selbst auf den Weg nach dem Städtchen, um die Erbschaft in Person zu erheben. Schnell war dies Geschäft abgethan. Theophilus wanderte um 4 Uhr Nachmittags, die harten Thaler in einer Geldtase um den Leib tragend, nach Hause. Sein Herz war voll der dankbarsten Empfindungen; denn jetzt war er in den Stand gesetzt, den Wittwen und Waisen, den Schwachen und Kranken seines Kirchspiels zu helfen. So wanderte er, die Pläne seines Wohlthuns verarbeitend, weiter, als nahe an einem Walde, den er durchpassiren mußte, sich ein Müller zu ihm gesellte, der in einem zum Kirchspiele des Pfarrers gehörigen Dorfe wohnte und durch Völlerei und Spielsucht bis zum Bettler herabgesunken war. Er grüßte Theophilus

gar höflich, und bat ihn, eines Weges mit ihm wandeln zu dürfen. Der Pfarrer hegte kein Mißtrauen, er gab dem lockern Gesellen gar manche gute Lehre und bot ihm sogar eine kleine Summe Geldes an, damit er eine neue Handthierung beginnen und sich wieder als ehrlicher Mann ernähren könne. Jener zeigte sich ganz zerknirscht vor Reue und versprach Besserung. So waren sie immer tiefer in den Wald geschritten, bis zu einer Stelle, die recht einsam war und wo die Tannen recht dicht und schauerlich standen. Da ergriff der Müller unvermuthet den frommen Mann beim Kragen, warf ihn auf die Erde, riß ihm die Perücke vom Kopf und raufte ihm die ehrwürdigen weißen Locken. Dann kniete er ihm auf die Brust und schrie: „Heraus mit Deinem Gelde, alter Narr, ich weiß es besser zu gebrauchen, als Du.“ Darauf nahm er ihm die Geldkatze mit Gewalt und erhob die verbrecherische Faust, um mit einem Eichenknittel den Pfarrer den Rest zu geben. Da knallte es auf einmal laut im nahen Dickicht wie ein Büchsenfuß. Der böse Müller stürzte mit blutender Stirne auf den Waldrasen und besudelte, wie ein schweißender Eber, die grüne Erde. Hervor aus dem Busche aber sprang der Zigeuner Kardo und half dem geretteten Greise rasch auf die Füße, und geberdete sich fast wie närrisch vor Freude und schrie: „O Mann Gottes, Dich schon viel Zeit hab' gehen sehen mit bösem Bub, der Dich tödten wollen; Kardo Dich gerettet, Kardo dankbar gewesen.“ Darauf begleitete er den erschrockenen Greis bis an sein Haus und kehrte eilig entschwindend nach Hause zurück.

Der verwundete Müller ward noch denselben Abend im Walde gefunden, nach seinem Dorfe gebracht und bald wieder geheilt, aber bloß um das Sprichwort wahr zu machen: „Wer da hängen soll, ertrinkt nicht.“ Theophilus lebte noch viele Jahre in gewohnter Frömmigkeit als treuer Gärtner im Weinberge des Herrn, und hatte noch als neunzigjähriger Greis die hohe Freude, den Zigeuner Kardo und dessen Frau, nachdem er sie im wahren Glauben unterrichtet, in den heiligen Bund der Christen aufzunehmen.

Die Tagelöhnerfrau in Triest¹.

In Triest wohnte ein armer Tagelöhner mit

¹ Triest, am Abhange eines Berges und am gleichnamigen Meerbusen, ist ein Freihafen, mit 50,000 Einwohnern, von Weinbergen, Feigen, Kastanien- und Olivenpflanzungen umgeben, liegt im Königreich Illyrien und gehört dem Kaiser von Oesterreich.

Weib und Kindern. Was er aber erarbeitete, wollte nicht mehr hinreichen, ihn und die Seinen zu ernähren. Sonst hatte seine Frau auch manchen Groschen in den Haushalt durch Waschen verdient; aber jetzt war sie altersschwach und die Arbeit gieng ihr nicht mehr von der Hand. Die beiden Mädchen wurden täglich größer, doch konnte sie der Vater nicht zur Schule halten, weil sein Verdienst sie kaum noch vor Hunger und Kälte schützte. Darüber kümmerten sich die Alten oft und würden es sich gerne vom Munde abgespart haben, wenn es nicht ohnedies lärglich genug zugegangen wäre. Was war zu thun? Die Mutter sorgte indeß für ihre Töchter so gut sie konnte; sie gewöhnte sie zur Arbeit, lehrte sie spinnen, nähen und andere weibliche Geschäfte für ihr Alter vornehmen. Dabei gab sie ihnen nach ihrer Art manche gute Lehre. „Seht, sprach sie, wenn ihr recht fleißig seyd, so könnt ihr euer Schulgeld selbst verdienen. Da lernt ihr vom Christenthum soviel, um zufrieden leben zu können; mancher Trostspruch, den ich in der Schule lernte, ist mir jetzt im Alter noch Erquickung.“ Die Töchter folgten den Ermahnungen der Frommen, konnten bald durch kleine Handarbeiten sich etwas erwerben, sparten es zusammen und bezahlten damit ihren Lehrer. Dieser hatte seine herzliche Freude an den braven Schülerinnen.

Einst fand die Mutter auf der Straße eine Börse voll Geld. Sie sah um sich, Niemand war in der Nähe, sie hätte sie unbemerkt aufheben und ihre letzten Tage nun ohne Nahrungsorgen verleben können. Doch ihr ganzes Leben war sie ehrlich gewesen, sollte sie nahe am Schlusse desselben aufhören es zu seyn und ein böses Gewissen mit ins Grab nehmen? Ungefähr zehn Schritte vor sich erblickte sie einen reich gekleideten Herrn, der schnell seinen Weg forsetzte. Dieser hat die Börse fallen lassen, dachte sie und hinkte hinter ihm drein, doch sie konnte ihn nicht erreichen. Endlich bog er um eine Ecke und verschwand. Sie aber ruhte nicht eher bis sie sein Quartier ausgekundschaftet hatte, und übergab ihm die Börse. Erstaunt betrachtete dieser, ein reicher Edelmann, das ehrliche Weib.

— Gebt mir Eure Hand, Mutter! sprach er zur ehrlichen Finderin, das war brav gehandelt! Solche Leute findet man nicht alle Tage. Womit kann ich Euch helfen?

— Herr, ich bin alt und schwach, und schwere Arbeit kann ich nicht mehr verrichten. Der Verdienst meines Mannes reicht nicht weit — und meine Kinderchen —

— Schon gut, fiel der Fremde ein, behaltet

diese Börse und sagt mir Euern Namen, denn der Name eines Rechtschaffenen steht bei mir in Ehren.

Erstrocken faltete die gute Frau die Hände. — Nein, lieber Herr, das ist zu viel, so meinte ich's nicht!

Der Fremde war innigst gerührt. — Brave Frau, rief er, kommt mit mir auf meine Güter. Ich will Euch lebenslang versorgen. Arbeiten sollt Ihr nicht; nur wünsche ich solche ehrliche Leute um mich zu haben. Macht Euch mit Euerm Manne und Euern Kindern reisefertig.

Von der heftigsten Freude erschüttert, sank das ehrliche Weib dem Herrn zu Füßen. Danken konnte sie nicht; ihr Blick, ihre ausgebreiteten Hände sagten Alles. Der Fremde wollte sie aufheben; aber ach! die Freude war zu unerwartet, zu groß für sie gewesen und hatte die ihr noch übrigen Lebenskräfte zerrüttet.

Mit Thränen der Behmuth stand der edle Mann bei der Leiche dieses Weibes. Indeß kam die Familie der Todten mit Jammern und Wehklagen herbei.

— Liebe Leute, sagte der wackere Edelmann zu ihnen, Ihr habt Eure gute Mutter durch mich verloren. Es ist billig, daß ich Euch eine andere Mutter gebe, und ich will Euer Aller Vater seyn. Ihr zieht mit mir auf meine Güter; ich will Euch erziehen und unterrichten lassen, und so lange ich lebe will ich für Euch als meine Kinder sorgen.

In die Thränen des Jammers mischten sich jetzt welche der Freude. Der Wackere nahm die Kinder zu sich, empfahl sie seiner ebenso edel-denkenden Gattin und sorgte für ihre Erziehung.

Die Verstorbene wurde ehrenvoll begraben, und ihr Grab bezeichnet ein Marmor mit folgenden Worten: „Der Staub einer armen, aber ehrlichen Frau.“

Der frommen Väter Segen baut den Kindern Häuser.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte zu Besançon (Festung, am Doubs, in dem Departement gleichen Namens, 38,000 Einwohner) ein wackerer Gutsbesitzer, Namens Dulis, der stets von seinem Reichthum einen edlen Gebrauch machte. Er hatte das Unglück, vor das Revolutionsgericht geladen zu werden, und so gefährlich es damals auch war, sich des Unschuldigen anzunehmen, so sprachen dennoch mehrere Personen, welchen er Gutes gethan hatte, für ihn,

und stellten sich als Bürgen seines Patriotismus. Einer seiner Gutspächter kam mit Zeugnissen nach Paris, die er für ihn gesammelt und von zwanzig armen Familien hatte unterschreiben lassen. Diese fromme Sorgfalt war vielleicht sein Unglück, denn die Ausföhrung seiner zahlreichen Wohlthaten war ein Beweis seines Reichthums. Dulis wurde hingerichtet, und seine edle Gattin hatte gleiches Schicksal. Sie hinterließen einen Sohn von siebzehn und eine Tochter von fünfzehn Jahren. Ihre Güter wurden eilends zum öffentlichen Verkaufe ausgedoten. Der Pächter, dessen wir oben gedacht haben, war vermögend genug, das Gut, das er bebaute, zu kaufen. Sogleich schrieb er an den Sohn seines Wohlthäters folgende Zeilen: »Ich habe den Meierhof Ihres unglücklichen Vaters gekauft; dieses will soviel sagen, daß ich noch immer Ihr Pächter bin und seyn will. Kommen Sie, nehmen Sie das Gut in Empfang, welches Ihnen gehört; ich will Ihnen das Zimmer räumen, das Ihr Vater bewohnte, wenn er uns besuchte. Sie werden noch die Bücher treffen, welche darin aufgestellt sind. Sein Bildniß, das er mir schenkte, ist auch darin, und wir wollen es miteinander betrachten. Mein Weib trägt mir auf, Ihrer Schwester zu sagen, daß sie auch für sie eine Wohnstube bereitet habe. Wenn sie gerne auf dem Lande lebt, so wird sie bei uns glücklich seyn. Machen Sie sich gefaßt, viel mit uns zu weinen! Meine Frau meint, es werde ihr nicht eher leicht ums Herz werden, als bis sie mit Ihnen und Ihrer Schwester sich werde ausgeweint haben. Gott mit Ihnen, liebe Waisen; ich hoffe, es soll Ihnen wohl werden auf Ihrem Gütchen.“ Der junge Dulis erhielt dieses Schreiben eben als er sich mit seiner Schwester für den Verlassensten auf Erden hielt. Er nahm das ihm Angebotene mit Dank an und machte sich mit seiner Schwester auf den Weg. Sie erreichten nach wenigen Tagen den gastlichen Meierhof und wurden auf das Herzlichste empfangen. Sie besahen nun das Schlafzimmer ihres Vaters, die Bücher, welche ihn in seiner Einfamkeit unterhielten, und sein Bildniß, das er den guten Leuten geschenkt hatte. Man denke sich die Thränen, die dabei flossen. In der kleinen Handbibliothek fand der gute Sohn noch Betrachtungen von der Hand seines Vaters; es waren Rathschläge für seine Kinder. Besonders ermunterte er seinen Sohn, sich tüchtig zu machen, durch Händearbeit sein Brod verdienen zu können. Dies that er auch, und er wurde ein tüchtiger Feldwirth.

Eine Gespenstergeschichte eigener Art.

(Mit einer Abbildung.)

In dem am Fuße der Pyrenäen gelegenen Städtchen Foix¹ lebte vor fünfzig Jahren ein Advokat, der eines Abends seinen auf einen Besuch bei ihm angekommenen Neffen und Nichten folgende Geschichte, deren Aechtheit er bei seiner Ehre verbürgte, erzählte.

„Als ich zwanzig Jahre zählte, mußte ich Geschäfte halber nach Toulouse²; es war im Monat Oktober. Kaum hatte ich meine Aufträge besorgt, so schickte ich mich zum Rückweg an, konnte aber des äußerst schlechten Wetters wegen das bestimmte Ziel nicht mehr erreichen und mußte in einem an der Herstraße gelegenen Gasthose übernachten. Als ich eintrat, fand ich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, theils aus spanischen Kaufleuten, theils aus jungen Jagdliebhabern bestehend, welche Letztere das schlechte Wetter, eben so wie mich, genöthigt hatte, hier eine Zufluchtsstätte zu suchen. Nachdem ich mich an einem wohlthuenden Kaminfeuer getrocknet hatte, sagte man mir, das Abendessen sey bereit, und ich gieng mit obgenannter Gesellschaft zu Tische. Man redete zuerst von dem gräßlichen Wetter: der Eine war vom Pferde heruntergeworfen worden; ein Anderer hatte Mühe gehabt, sich aus einer Pfütze zu helfen, in die er mit seinem scheu gewordenen Pferde gerathen war; ein Dritter schrie: Das ist vertheufeltes Wetter — ja es ist ein wahrer Sabbath. Letzterer Ausdruck gab zu einer sonderbaren Bemerkung, die in einem noch sonderbarern Ton gemacht wurde. Anlaß. — Heren und Gespenster ziehen für ihren Sabbath eine mondhele Nacht einer stürmischen wie die heutige vor. Aller Augen richteten sich auf denjenigen, der dieses gesagt hatte, und erkannten an dessen Anzuge und Sprache einen spanischen Kaufmann, denn er trug Kamaschen und kurze Weinkleider, die am Knie geöffnet waren und seine behaarten Beine blicken ließen; einen rothen Mantel, hatte ein braunes Gesicht und große, breite goldene Ohrringe. Niemand war gesonnen, auf diese Bemerkung zu antworten, als mein Nachbar, ein Jüngling mit freier, offener Miene,

laut zu lachen begann und darauf lustig ausrief: Dieser Herr scheint die Gewohnheiten der Gespenster zu kennen, und zu wissen, daß sie nicht gerne naß noch beschmußt seyn mögen. Kaum hatte er ausgerebet, so warf ihm der Spanier einen schrecklichen Blick zu, mit der Bedeutung, von Dingen, die er nicht kenne, nicht so leichtfertig zu sprechen.

— Machen Sie sich gar anheischig, mich an Gespenster glauben zu machen? erwiderte in verächtlichem Tone mein Nachbar.

— Ja wohl, meinte der Spanier, wenn Sie den Muth haben, sie zu betrachten.

Da sprang plötzlich der von Zorn entbrannte Jüngling auf. Doch beruhigte er sich eben so schnell wieder, setzte sich ruhig nieder und sagte: — Wenn dies nicht die Worte eines Verrückten wären, so müßte er mir dafür zur Rede gestellt werden.

— Die Worte eines Verrückten? schrie der Spanier ausspringend. Wohlan denn, fuhr er fort, indem er mit kräftiger Faust auf den Tisch schlug und einen ledernen Beutel auf denselben warf; hier sind 30 doppelte Louisd'or, welche ich mich zu verlieren erbiere, wenn binnen einer Stunde ich Ihnen, dem so Beherzten, nicht einen Ihrer Freunde, den Sie mir nur zu nennen brauchen, zeige, und wäre er schon zehn Jahre todt, doch müssen Sie erlauben, daß die Erscheinung einen Kuß auf Ihre Lippen drücke.

Die Miene des Spaniers war so schrecklich, als er diese Worte aussprach, daß wir alle zitterten; mein Nachbar allein hörte sie mit einem höhnischen Lächeln an und antwortete: — Dies erlauben Sie sich auszuführen?

— Ja, entgegnete der Spanier, und ich will die 30 Doppellouisd'or verlieren, wenn es mir nicht gelinnet, unter der Bedingung jedoch, daß Sie eine ähnliche Summe verlieren, wenn ich Wort halte und Sie unterliegen.

Der Jüngling schwieg einen Augenblick, dann sagte er in lustigem Tone: — 30 doppelte Louisd'or, Herr Herenmeister, ist mehr, als je ein Student von Toulouse besaß; wenn Sie aber für die 5 doppelten Louisd'or, die ich auf mir habe, die Wette eingehen wollen, so bin ich Ihr Mann.

Der Spanier st.ckte schweigend seinen Beutel ein; und sagte verächtlich: — Nicht wahr, Sie weichen, G. oßprahler!

— Ich weichen! rief der Jüngling, Wäre ich im Besitz von 30 doppelten Louisd'or, so sollten Sie sehen, ob ich gesonnen bin, zu weichen.

— Hier sind deren 4, rief der Dheim, ich wette für den Jüngling.

¹ Foix, Hauptort des Departements der Arrieae, liegt in einem Thale der Arrieae, ist gut gebaut, hat auf einem hohen Felsen ein altes Schloß und treibt ziemlich lebhaften Handel. 5000 Einwohner.

² Toulouse, Hauptort des Departements der Oben-Garonne, am Südfanal, treibt starken Handel, ist eine der ältesten Städte, mit 70,000 Einwohner.

Kaum hatte er diesen Vorschlag gemacht, so giengen noch einige der Anwesenden in diese sonderbare Wette ein und in Kurzem war die Summe vollständig. Der Spanier schien seiner Sache so gewiß, daß er den Betrag der Wette dem jungen Studenten anvertraute, und nun rüstete man sich zur Ausführung zu schreiten.

Zu diesem Ende wählte man ein im Garten abgelegenes Sommerhäuschen, so daß kein Betrug statt haben konnte. Wir untersuchten es genau, und versicherten uns, daß kein anderer Ausgang als ein fest verschlossenes Fenster und eine Thüre da war, die ebenfalls verschlossen wurde und an welcher wir alle stehen blieben, nachdem wir den Jüngling allein im Sommerhäuschen gelassen hatten. Auf den Tisch stellten wir das nöthige Schreibzeug und nahmen das Licht mit fort. Man denke sich unsere Neugierde über den Ausgang dieser Wette. Wir standen stille da, als der Spanier welcher in unserer Mitte stand, mit sanfter und trauriger Stimme sang:

„Mit dumpfem Krachen ist der Sara gebrochen
Im düstern, nachtumsforten Grab's bael:
Schwarzfäusia kommt ein weiß Gespenst aeflogen
Und steht auf grünem Rasen — meines Portes
Sicael!“

Nach Absingung dieser ersten Strophe erhob er feierlich die Stimme und sagte:

— Sie haben verlangt, Ihren vor zehn Jahren ertrunkenen Freund Franz Wialat zu sehen! Was sehen Sie?

Der Student antwortete: — Ich sehe von der Seite des Fensters her einen weißlichen Schimmer, der aber durchaus keine bestimmte Form hat und bloß ein Gewölke zu seyn scheint.

Wir standen betroffen da.

— Regt sich Furcht in Ihnen? sprach der Spanier mit starker Stimme.

— Keine Spur von Angst regt sich in mir, erwiderte der Student mit eben so festem Tone.

Wir hatten kaum noch Muth Athem zu holen. Der Spanier schwieg einen Augenblick, dann stampfte er dreimal auf den Boden und begann abermals zu singen, doch mit lauterer und düsterr Stimme:

„Und das Gespenst, von Blutthen überzogen,
Von einem Anblick fürchterlich, schreckbar,
Das Todtentuch hat es nun ausgezoogen,
Zu trockenem Todtenleid und Hauptes Haar.“

Nach Absingung dieser Strophe kehrte sich der Spanier abermals der Thüre zu, und seiner Stimme einen stets feierlichen Ton verleihend, rief er:

— Sie haben die Geheimnisse des Grabes ergründen wollen, was sehen Sie jetzt?

Wir horchten bekommen; der Student antwortete mit ruhiger Stimme, gleich einem Menschen, der eine in Erfüllung gehende Sache auseinandersezt:

— Ich sehe den Dunst, wie er sich verlängert und die Gestalt eines Gespenstes annimmt; sein Haupt ist mit einem langen Schleier bedeckt und es weilt an derselben Stelle, wo es sich erhoben hat.

— Haben Sie Angst? fuhr der Spanier mit höhnlischer Stimme fort.

Der Jüngling antwortete mit einem Tone, der Stolz und Tapferkeit blicken ließ: — Ich bin durchaus nicht beängstigt.

Wir wagten es nicht, uns anzublicken, so groß war unser Erstaunen, so sehr waren wir beschäftigt, die seltsamen Bewegungen des Spaniers zu betrachten, welcher, nachdem er seine beiden Arme über das Haupt erhoben hatte, dreimal einen Namen anrief, der schrecklich auszusprechen ist, und alsdann mit gellender Stimme die dritte Strophe seines höllischen Liedes sang:

„Das Grab verlassend hat der Geist geschworen:
Zu meinem Jugendfreunde will ich gehn!
Er sehe mich, den er sich auserkohren,
Wie in der Jugend, freundlich, lächelnd, schön!“

Als der Spanier Obiges gesungen hatte, wiederholte er seine fürchterliche Frage: — Was sehen Sie?

— Ich sehe, entgegnete der Student, das Gespenst auf mich zukommen; es lüftet den Schleier... es nähert sich dem Tische... es ist Franz Wialat... er schreibt... er hat geschrieben... es ist seine Unterschrift.

— Sind Sie von Angst ergriffen? schrie der Spanier wüthend.

Es erfolgte ein Augenblick nicht zu beschreibender Stille; dann erwiderte der Student mit einer Stimme, welche eher stark als sicher und fest zu nennen war: — Nein, ich habe keine Angst.

Dann begann der gleichsam von Wahnsinn ergriffene Spanier diese letzte schreckliche Strophe heulend zu singen:

„Und das Gespenst, im Tone fern von Scherzen,
Ruft: Her zu mir, berühre, Jüngling, mich!
Nun Hand in Hand und Herz an Herzen
Begrüß' ich ernsthaft dich und küsse dich!“

— Was sehen Sie? schrie der Spanier mit donnernder Stimme.

— Er kommt, er nähert sich... er verfolgt mich... er streckt seine Arme nach mir aus... er wird mich gleich erreichen!... Helft mir!

— Haben Sie Angst? schrie der Spanier mit wilder Freude.

der Stille
e, gleich
ng schwebt
er sich verli
s ammen
eier beidi
sich erhebe
er Spinn
ein Ton
9: - 24
isten, so
wir best
Spaniers
eine beid
atte, drei
ausgespre
omme die
ng:
st gefam
d gehal
ren,
schwind
ngam h
Frage: -
Student
der B
in Jun
griffen?
nicht so
der Spinn
ort als
n, ich
von W
Kraftige
fern von
Abwies
an dem
läßt sich
e der Spinn
fist...
nach mir
Helfe
te der Spinn



Keine Gespenstergeschichte eigener Art.

Ein durchdringender Schrei, ein dumpfes Seufzen war die Antwort auf diese fürchterliche Frage.

— Eilen Sie dem Unbesonnenen zu Hilfe, sagte uns der Spanier hohnlachend; ich habe hoffentlich die Wette gewonnen. Mir genügt es, ihm eine Lehre gegeben zu haben; er möge das Geld behalten und in Zukunft klüger seyn.

Als er dies gesagt hatte, entfernte er sich aufs schnellste. Wir waren vernichtet; wir öffneten die Thüre und fanden den Studenten in Zuckungen liegend. Das mit dem Namen Franz Bialat unterzeichnete Papier lag auf dem Tische. Kaum hatte er sich in etwas erholt, so fragte er nach dem heillosen Herrenmeister, der ihn so schauerhaften Qualen ausgesetzt hatte, wofür er ihn zu tödten beschloffen habe. Er suchte ihn im ganzen Gasthofe, und da man ihm sagte, er sey ausgegangen, so stürzte er ihm wüthend nach; und wir sahen ihn nicht mehr.

— Dies ist das Ende der tragischen Geschichte, sprach der Dheim zu den zitternden und vor Schrecken bleichen Nessen und Nichten.

— Wie? sprachen diese zuletzt, und nach dem was da vorgefallen, glauben Sie, Onkel, nicht an Geistererscheinungen?

— Schlechterdings nicht, meine Lieben, erwiderte er lächelnd; denn weder der Jüngling, noch der Kaufmann sind wiedergekommen, ebensowenig die glänzenden Doppellouis'd'or, welche wir, um die Wette vollständig zu machen, beigelegt hatten. Student und Kaufmann waren, wie ihr sehet, zwei pfiffige Betrüger, die uns eine Komödie vorspielten, welche mich ziemlich theuer zu stehen kam, welches Geld ich aber nicht bereuen werde ausgegeben zu haben, sobald ihr durch obige Erzählung habt einsehen lernen, daß nur Dummköpfe oder Schurken an Gespenstererscheinungen glauben oder zu glauben sich stellen.

Das rettende Kleeblättchen.

(Eine wahre Geschichte.)

Ein junger Mann, den seine Geschäfte nach Amerika riefen, hatte sich zur Ueberfahrt dorthin in Hamburg (am rechten Ufer der Elbe, 18 Myriametres von der Elbmündung, 125,000 Einwohner) einen Platz auf einem Kauffahrtschiffe gemiethet und harrete nur des günstigen Windes, um sich an Bord zu begeben. Gerade in der gefährlichen Zeit der Equinoctialstürme (sogenannt weil um jene Zeit, März und September näm-

lich, Tage und Nächte gleich sind), die jedes Jahr Nachrichten von gestrandeten Fahrzeugen und verunglückten Menschen bringt, erhielt er vom Capitän die Weisung, sich einzustellen, da nun endlich der geheftete Wind wehe, und dem Auslaufen aus der Elbe nichts mehr im Wege sey. Ehe der Reisende sein Gepäcke zum Hasen bringen ließ, beschloß er, noch jedes Fleckchen zu besuchen, das ihm lieb geworden war, um ihm ein stilles Lebewohl zu sagen. Seine Schritte trugen ihn am Schlusse der Wanderung, etwa zwei Stunden vor der Abfahrt, zum Stintfange, dem schönsten, erhöhten Punkte der Wallpromenaden Hamburgs, von welchem man einer entzückenden Aussicht genießt. Mit Wehmuth überblickte er das ganze Panorama, und sein Auge ruhte dann auf dem Schiffe unter seinen Füßen, das sich durch die Thätigkeit der Matrosen bemerklich machte. Es war der Kauffahrer, welcher ihn aufnehmen sollte, am ihn den vaterländischen Küsten zu entführen. Schon wurden die Segel gerichtet und lustig flatterten die Wimpel, vom Südostwinde frisch angeregt. Die Stunde des Abschiednehmens war gekommen; der Drang in die Ferne, welcher jedem jugendlichen Gemüthe inne wohnt, hieß das Gefühl des Reiseflustigen schwierigen, und mit neuem Muthe trat er den Rückweg an.

Als er den Fuß in die Allee setzte, die zum Stintfange führt, fiel sein Blick auf den Rasen, der seinen Weg einsaßt, und wie ein Stern lachte ihm ein vierblättriges Kleeblatt entgegen, das nach altem Glauben Glück bringt — ein vierfaches. „Das muß ich mit mir nehmen“, dachte der Reisende, „ich will so gut meine Zaubervezeichen an mir tragen, wie ein Araber.“ Schon bückte er sich, das verhängnißvolle Kleeblatt sich zu zweignen, da fällt ihm das strenge Gesetz ein, welches bei fünf Thaler oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe verbietet, in den Wallanlagen Etwas abzureißen. Mit Scheingründen sucht er sich zu überreden, daß vor der Vernunft Nichts und ein Kleeblatt gleichbedeutend sey, und daß das Gesetz bei seiner Warnung Blumen, Zweige — aber weder einen Grashalm, noch ein Kleeblatt gemeint habe. Ueber seine kindische Furcht lächelnd, streckte er die Hand aus und eignete sich das Pflänzchen zu. Der auf- und abwandende Soldat bemerkte dies aber kaum, als er mit großen Schritten herbeieilte und den Uebertreter des Gesetzes für seinen Arrestanten erklärte. Vergebens versuchte der Reisende seine Weisheit gegen die Instruktion der Schildwache; die einzige Antwort, welche er auf seine

Auslegung der Verordnung, auf seine Bitte: ein klein Wenig den Geist des Befehles, nicht den todtten Buchstaben zu betrachten, erlangen konnte, war: „Das geht mich Alles nichts an, Sie müssen mit auf die Wache!“ Keine Vorstellung, daß er nach Amerika in dieser Stunde abreisen müsse, daß seine Fracht verloren sey, daß ein Kauffahrer auf keinen Arrestirten wartete, kein Anerbieten, die Strafe gleich zu bezahlen, fruchtete. „Sie müssen hier warten, bis abgelöst wird, und dann mit auf die Wache.“

Dabei beharrte der dienstfertige Soldat und schickte sich an, wenn der Arrestirte sich ungebührlich benähme, seinen Worten mit dem Gewehre Nachdruck zu geben. Was war zu thun? Der Reisende mußte sich unterwerfen. Er verwünschte bei sich alle Ballanlagen in der Welt, alle drei- und viergestaltige Kleeblätter, sich selbst und sein böshafes Geschick. Nach halbständigem Warten erschien endlich die Ablösung — und, wie der Arrestant hoffte, mit ihr die Erlösung. Keineswegs. Er wird auf die Wache gebracht. Ungeachtet des lebhaftesten Bedauerns von Seiten des Befehlshabers, der die unglückliche Kleeblattgeschichte erfährt, schreibt doch die Pflicht vor, mit keinem Arrestirten eine Ausnahme zu machen. Der Blattplücker muß sich in Geduld fassen, bis die Zeit kommt, daß er im Stadthause seine Strafe bezahlen kann. Bis dahin hätten aber alle Schiffe des Hafens, wenn sie den Südostwind benutzen wollten, mit Bequemlichkeit absegeln können. Und wirklich fand, nachdem alle formellen Umstände beseitigt, und die Taschen des Passagiers um fünf Thaler leichter geworden waren, der spät Befreite von seinem Schiffe keine Spur. Voll Unmuth über den Geldverlust und den unersehnbaren — der Zeit, muß er nach Hamburg zurückkehren und einen Platz auf einem andern bald absegelnden Schiffe miethen. Er war diesmal mit des Himmels Fügung durchaus nicht zufrieden und meinte, die Vorsehung anklagen zu dürfen, die bei seinem Kleeblattdiebstahle ein Auge hätte zudrücken können, indem sie den Fuß des Soldaten nach einer andern Richtung lenkte.

Einige Tage darauf fällt ihm die Zeitung mit den Schiffsberichten aus Kurhafen (Flecken und Seehafen am Ausfluß der Elbe, gehört zum Gbiete der Stadt Hamburg) in die Hände. Große Stürme haben auf dem Meere gewüthet, Bliz und Donner den Schrecken des empörten Elements vermehrt, viele Fahrzeuge waren im Anstich der deutschen Küste gestrandet — er liest Neugier die Namen der Schiffe — er stußt da steht der Namen des Kauffahrers, dem er

durch seine Festhaltung entzogen worden war, und nebenbei: „Mit der Mannschaft gesunken!“ Schweigend und beschämt legte er das Zeitungsbblatt aus der Hand, und — sprach ein stilles Gebet!

Margarethe oder die Fischersfrau.

Es war am Ende des Herbstes und die Jahreszeit fing an kalt und regnerisch zu werden. Eine kleine Fischerhütte stand am Meeresufer. Margarethe hatte so eben ihr einfaches Mittagsmahl bereitet. An dem Fenster sitzend, arbeitete sie für ihren Mann, und nur zuweilen unterbrach sie ihre kleine Tochter, die neben ihr spielte und sie mit Fragen bestürmte.

— Ich möchte gar gern ein wenig mit dir spazieren gehen, sagte das Kind, als es des Spielens müde war.

— Warte nur ein wenig, erwiederte die Mutter, und habe Geduld bis ich das Netz des Vaters geflickt habe; dann wollen wir miteinander ausgehen.

Das Mädchen setzte sich wieder an die Seite der Mutter und wartete geduldig, bis die Letztere ihre Arbeit vollendet hatte.

Nun verließen sie ihre Hütte und traten hinaus an das Meeresufer, das mit seinem Sand überdeckt war. Der Wind hatte bereits den Nebel verschweicht, welcher des Morgens das Meer und die Küste eingehüllt und die Luft dumpf und feucht gemacht hatte, und die Sonne vergoldete mit ihrem Strahlenglanze die sanftbewegten Wellen, die zuweilen ans Ufer schlugen und einen langen Kranz von schneeweißem Schaum und Meergras absetzten.

Margarethe setzte sich auf den platten Steinen, die das Wasser gegen das Ufer spülte, nieder, und das Mägdlein eilte, rosenrothe und weiße Muscheln zu sammeln; ferner solche, die mit Gold- und Silberadern durchzogen waren, und andere, die von den herrlichsten Regenbogenfarben prangten.

Sie weilten lange an der Küste; denn Margarethe hoffte, der Kahn ihres geliebten Mannes werde diesmal früher zurückkommen als sonst.

— Der Vater wird nicht sobald wiederkehren, sagte das Kind; er ist ja so spät abgefahren.

— Ich glaube, du wirst Recht haben, versetzte die Mutter, welche, die Augen nach der See wehend, die Stunden, die vorüber gegangen waren, vergessen hatte; er kann noch nicht zurück seyn.

Sie schlenderten jetzt langsam der Hütte zu. Margarethe nahm ihre Arbeit wieder zur Hand und stimmte während derselben ein Lied an, um sich und ihrer Tochter die Zeit zu verkürzen. Endlich waren ihre Augen müde von der Arbeit; der Tag neigte sich, und sie setzte sich wieder ans Fenster; die durch den Horizont des Meeres halbverschleierte Sonne goß ihre letzten Strahlen über die Wasserfläche hin und vergoldete die Wogen.

Indessen leuchtete noch kein Sternlein am Himmel. Margarethe legte ihr Kind zu Bette, ließ den Vorhang halb offen und wiegte dasselbe mit einem sanften Gesang in den Schlaf. Jetzt, als der Liebling ihres Herzens die Augen geschlossen hatte, schwieg Margarethe; die Dunkelheit der Nacht brach herein; die Sonne war ins Meer untergetaucht; ein langer röthlicher und glänzender Nebelstreif bezeichnete nur noch den Ort ihres Unterganges, und seine dunkle Farbe berührte die Fläche des Ozeans; der ganze übrige Himmel ward beim Anbruch der Nacht umschleiert. Sie schaute hinaus auf's weite Meer, konnte aber nichts erspähen; sie horchte; der sanfte Wind, welcher vor Sonnenuntergang kleine Wellen gebildet hatte, hörte auf zu wehen, und man vernahm nur noch den murmelnden, eintönigen Schlag der Wogen, die in ungleichen Zwischenräumen gegen das Ufer strömten.

— Der Abend ist still und schön, sagte Margarethe zu sich selbst, als sie das flackernde Licht auf dem Leuchthurme anzünden sah, und als dasselbe einen langen Lichtstreif über das Meer hinwarf; er kann jetzt nicht mehr weit entfernt seyn.

Sie machte das Fenster zu, fachte das Feuer, welches am Erlöschen war, wieder an und legte Torf hinzu. Hierauf zündete sie ein Licht an, setzte es ans Fenster, damit das Zimmer recht erhellt würde, und es ihrem geliebten Manne schon in der Ferne ein Zeichen gebe, daß man ihn erwarte. Nach diesen Vorkehrungen setzte sie sich wieder nieder, jedoch nicht ohne einige Unruhe. Auf dem Tische lagen einige Bücher und unter ihnen die Bibel; sie griff nach derselben, öffnete sie und ihr Blick fiel auf die Worte Jeremiaß 2, 35: „Noch sprichst Du: Ich bin unschuldig; er wende seinen Zorn von mir! Siehe, ich will mit Dir rechten, daß Du sprichst: Ich habe nicht gesündigt.“

Bei diesen Worten that sie einen tiefen Seufzer; denn sie erinnerte sich, daß sie einige Tage vorher sich des Stolzes und eines strafbaren Selbstvertrauens schuldig gemacht habe, indem

sie, als sie über ihr Leben nachdachte, sich wie der Pharisäer keines Vergehens bewußt worden sey.

— Habe ich denn vergessen, sprach sie zu sich selbst, wie undankbar mein Herz gegen meinen Gott ist, der mich täglich mit Güte und Gnade überschüttet? Wie oft habe ich mich ungerecht und anmaßend gegen meinen Nächsten benommen! Wie oft habe ich das Beispiel meines Heilandes aus den Augen gefehlt!

Sie wurde sehr traurig und nachdenkend über sich selbst, bis endlich der letzte Funke des angefachten Feuers erlosch und sie in ihrem Nachdenken unterbrach. Ihre Augen fielen jetzt unwillkürlich auf die Wanduhr, und sie erschrock, daß es schon spät war. Sie stand auf, blies das Feuer wieder an und öffnete das Fenster. Der Leuchthurm leuchtete nicht mehr so stark und weithin; sie sah sein Licht nur noch, wie einen dunkelrothen Fleck, der dem Erlöschen nahe war. Mit zitternder Hand ergriff sie das Licht und eilte hinaus, und siehe! ein blasser Kranz bildete sich um dasselbe und es konnte keinen Glanz in die Ferne verbreiten; vergebens hob sie es in die Höhe: der Nebel wurde immer dichter; kaum war sie noch im Stande, das Licht, das in ihrer Hütte brannte, zu unterscheiden. Siekehrte traurig um, stand immer von Zeit zu Zeit stille, um zu horchen; aber weder Stimme, noch Fußtritt ließ sich vernehmen. Zweifel und Furcht bestürmten ihr Gemüth, und hiezu gefellte sich noch der Gedanke, daß sie für ihren Mann, der sich in Gefahr befinden müsse, auch gar nichts thun könne. Bei einem Sturm konnte sie wenigstens vom Ufer aus ein Zeichen geben, und überdies hätte ihm der Leuchthurm zum Signal dienen können, der so oft seinen Nachen in den sichern Port geleitet hatte; aber was sollte in der stockfinstern, neblichten Nacht aus ihm werden? Sie konnte ihm nicht helfen. Wie? sollte sie ihr Kind allein in der Hütte zurücklassen? oder sollte sie dasselbe mit sich bei der finstern Nacht hinaustragen? Bei jedem Schritte war eine neue Gefahr zu befürchten.

Der Wellenschlag am Ufer schien ruhiger zu werden; sie erianerte sich, daß die Ebbe¹ eintrete, und daß somit die nackten Felsen, welche das Ufer umgaben, dem Landen eines Nachens gefährlich würden; ja, sie erinnerte sich, wie oft schon Schiffe bei geringerer Finsterniß

¹ Ebbe und Fluth nennt man das sechsständige Steigen und Fallen des Wassers am Meeresufer; es wird diese Naturerscheinung dem Drucke des Mondes auf unsere Atmosphäre zugeschrieben.

solcher Zeit gestrandet waren. Sie sah in ihrer aufgeregten Einbildungskraft die abgeschiedenen Geister, und glaubte, unter ihnen den Geist ihres Mannes mit feurigem Haupte zu erblicken.

— O! er ist verloren! verloren! rief sie, und ich kann nichts für ihn thun! Doch, was sage ich? kann ich nicht zu Gott rufen, der da sagt: „Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seyd; ich will euch erquicken.“ Kann ich ihn nicht bitten, er möge mir doch den Vater meines lieben Kindes erhalten? Ja, ja, er wird mich erhören; denn er hat es ja verheißen: „So ihr Glauben habt, so bittet und es wird euch gegeben werden.“

Margarethe fiel auf die Kniee nieder und betete inbrünstig und voll Zuversicht; sie stand geröstet wieder auf und war ruhiger. Jetzt nahm sie das Licht, gieng ins Schlafgemach zu ihrer Kleinen und betrachtete sie, wie sie so sanft mit halboffenen Lippen schlief. Endlich schlug das rosenwangige Kind seine schwarzen Augen auf und lächelte die geliebte Mutter an; diese neigte sich auf's Bett hin, und das Kind umhalsete und küßte sie. Margarethe hatte nun keinen Kummer mehr; sie dachte nur an die Gnadengaben, die sie vom Herrn empfangen hatte, und erhob Auge und Herz dankbar zum Himmel. In demselben Augenblicke ließ sich an der Thüre der Hütte eine Stimme vernehmen — es war die des geliebten Erwarteten.

Die Braut aus Irland oder der Großmutter Fluch.

(Mit einer Abbildung.)

Die westlich von Großbritannien¹ gelegene Insel Irland², welche ein kriegerisches Volk bewohnt, wurde schon in den entferntesten Zeiten durch Bürgerkriege heimgesucht, daher man auch

¹ Schottland und England zusammengenommen heißen Großbritannien. Mehrere Geschichtsforscher leiten den Namen Britten von dem Worte brit, d. h. bunt bemalt, her. Die Ureinwohner nämlich, meistens celtischer Abkunft, malten ihren Körper mit verschiedenen Farben.

England, d. h. Angelland, erhielt diesen Namen von den im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt aus Jütland gekommenen Angeln (Angelsachsen), deren Beute das Land wurde.

² Schottland hat seinen Namen von den Scoten (Scotten?). Die von den Iren (Eoren) bewohnte Insel Irland zählt eine Bevölkerung von acht Millionen.

dort, wohin das Auge beinahe nur blicken mag, feste Schlösser, deren Erbauung verschiedenen Epochen angehört, gewahrt. Eines dieser Schlösser ragte ehemals über die Wohnungen des mächtigen Stammes Mak-Allam hervor. Als die Engländer in das Land einfielen, widersetzte dieser sich deren Eroberungen und ein halbes Jahrhundert hindurch wurde aufs muthigste gekämpft und ein entscheidender Sieg vernichtete den ganzen Stamm Mak-Allam, nur ein bloß wenige Monate zählendes Mädchen blieb verschont, welches von seiner Großmutter Judith bei einem treugebliebenen Vasallen untergebracht wurde. Dieses Kind hieß Sarah.

Sir Forster, so hieß der Sieger, nahm alsobald Besitz von den eroberten Ländereien und wollte das Schloß niederreißen lassen; allein soviel Geld er auch anbot, so wollten sich doch keine Arbeiter dazu finden, so sehr ehrte man das Geschlecht der Mak-Allam, bei welchem jeder Unglückliche stets Hilfe und Trost gefunden. Auch giengen seltsame Gerüchte über den unbewohnten Thurm des Schlosses, dessen Thüre man nie offen gesehen, es sey denn, daß eines der Mitglieder des Stammes in dem darin befindlichen Grabgewölbe beigesezt wurde. Einige Greise jedoch versicherten, vor mehreren Jahren zuweilen Nachts darin Licht gesehen zu haben, und gedachten einer Prophezeiung, welche den Mak-Allam den Besitz ihrer Ländereien zusicherte, so lange der Thurm aufrecht stehen würde.

Sir Forster ließ die Thüre des Thurmes vermauern und denselben durch eine sechs Schuh dicke und zwanzig Schuh hohe Mauer umgeben, welche ein breiter, tiefer Graben umringte. Allein nach Verlauf von etlichen Jahren sehnte er sich nach England zurück und bot der alten Judith eine Wohnung im Schlosse an. „Die Leute im Lande hier lieben und ehren Dich, sprach er zu derselben, bewohne also das Schloß mit Deiner Enkelin, erhebe die Abgaben, die mir zukommen sollten, bezahle die bewaffneten Leute, welche ich hier zu Deiner und des Schlosses Beschützung zurück lasse, und schicke mir jährlich das von den Einkünften Uebriige ab.“ Judith willigte ein. Forster reiste ab und die Alte bezog nebst der Enkelin das Stammschloß ihrer Familie.

Mehrere Jahre verlebte sie dort in Frieden. Sarah hatte das dreizehnte Jahr erreicht, und Judith, altersschwach und lebensfatt, sprach eines Abends zu ihr: „Liebe Enkelin, längst schon wünschte ich Dir ein Geheimniß anzuvertrauen, fürchte aber, Du müdest in einem Augenblick der Unbesonnenheit dasselbe ausschwaizen; da ich

nun aber mein Ende ziemlich nahe fühle, so will ich Dir es nicht länger vorenthalten; wisse aber Gebieterin Deiner Zunge zu seyn, wo nicht, so verflucht Dich Deine Großmutter. In dem an diese Wohnstube gränzenden Saale ist eine steinerne Bank, unter derselben ist eine Geheimnschrift in die Mauer eingegraben; wenn Du eine Lampe anzündest und Dich bückest, so kannst Du die Geheimnschrift sehen; es ist Dir alsdann ein Leichtes, das Stück Marmor, worauf die Schrift gegraben ist, umzukehren — dies ist Alles, was Du bis jetzt hierüber zu wissen brauchst; doch merke: ich verbiete Dir ausdrücklich, den angegebenen Ort vor meinem Tode zu besuchen und mit irgend jemand hiervon zu reden.“

Nach lange nach dieser Scene kam ein junger irländischer Krieger auf dem Schlosse der Familie Mak-Allam an. Er hatte viel von den Schicksalen dieser bedeutenden Familie sprechen hören und wünschte die zwei letzten Mitglieder derselben kennen zu lernen. Er ließ sich anmelden, und als er in den Saal trat und die hochbetagte Judith und die liebenswürdige Sarah erblickte, und ihres frühern bedeutenden Vermögens, und ihrer hohen Stellung gedachte, da griff er unwillkürlich an das Degengefäß und schwur in seinem Innern, der Beschützer dieser Verlassenen zu werden.

„Kennst Du jemand, der würdig ist, meine Sarah zu heirathen? fragte ihn Judith. Nenne mir ihn, ich will ihm schöne Ländereien als Mitgift geben.“ —

„Ich, rief Owen (dies ist der Name des Kriegers), ich will der Gemahl Sarahs, Deiner Enkelin, ihr und Dein Beschützer werden, wenn Du sie mir zur Gattin geben willst.“

Judith willigte ein, legte Sarahs Hände in des Kriegers Hände, segnete sie, und es ward beschlossen, daß er nach einem mehrjährigen Aufenthalte im gelobten Lande, wohin er als Wallfahrer zu ziehen beschloß, zurückkehren und Sarah heirathen werde. Der folgende Tag ward der Tag der Verlobung. Alles sollte in der größten Stille vollzogen werden; doch die Jugend des Kantons wurde in Kenntniß gesetzt und kam und feierte mit Sarah das Fest, denn der Krieger war gleich nach vollbrachter Ceremonie abgereist. Als gegen Abend die Jungfrauen und Jünglinge sich zurückziehen wollten, wünschten sie Sarah noch zu umarmen. Sie war nirgends zu finden. Eine befragte die Andere — man wußte keine Auskunft über dieselbe zu geben. Einige sagten bloß, sie hätte ihnen etwas von einem ihr durch die Großmutter anvertrau-

ten wichtigen Geheimnisse in die Ohren geraunt. Man denke sich Judiths Verzweiflung! Alle Nachforschungen fruchteten nichts. Sarah war dahin. Ein Jahr verstrich nach dem andern. Sechlich wünschte die Alte Owens Rückkunft, damit sie von ihm ihre Enkelin zurückfordern könne. So waren zehn volle Jahre vergangen. Die beinahe hundertjährige Judith lag, den Rosenkranz betend, in einer stürmischen Nacht auf ihrem Sterbelager — da trat plötzlich ein blasser, mit Blut bedeckter Krieger ein, es war Owen; er fiel vor ihr auf die Knie, und sprach: „Wo ist Deine Tochter Sarah? Ich komme, um mein Versprechen zu erfüllen. Ich war lange Jahre gefangen, endlich ist es mir gealückt, meine Bande zu lösen; was noch mehr ist, ich habe Dich wieder zur Besizerin des Schlosses und aller Ländereien umher gemacht; die Engländer, die Dich bewachten und Deiner Ohnmacht spotteten, sie sind nicht mehr; Mak-Allams Fahne weht, auf diesen Mauern! Aber sprich, wo ist Deine Enkelin?“ Weinend berichtete sie ihm, was wir weiter oben vernommen. „Du hast Wort gehalten, ich will ein Gleiches thun,“ fuhr sie fort. Sie sprach ihm dann von dem Steine und der Geheimnschrift, und bat ihn nachzuforschen und ihr das Ergebnis davon mitzutheilen.

Owen gehörchte. Hinter dem Steine fand er ein Stück Pergament, auf welchem die einzuschlagende Straße vorgeschrieben war. Sie führte ihn unweit der Schloßmauern an einen Hügel, auf welchem das Schloß thronte. Bei einer Grotte, aus der ein helles Wasser hervorsprudelte, wo Schäfer und Herden den Durst löschten, mußte er einen unterirdischen Gang einschlagen; beim Jackelschein und in Begleitung seiner Waffengefährten und mehrerer Schäfer und Schäferinnen, die vor Sonnenaufgang schon bei der Quelle waren, kommt er endlich an ein Gewölbe, das einen sehr großen Koffer enthielt; darin lagen die Schätze des Mak-Allam — dies ist das Geheimniß, welches Judith bloß einem Freunde anvertrauen wollte. Man öffnet gierig den Koffer, und — o Entsetzen! — Sarah, die arme Sarah lag in demselben wie in einem Grabe, auf einem Bette von Goldstücken ausgestreckt, rings von Juwelen und Kostbarkeiten aller Art umgeben. Bei ihr lag der Brautkranz, sie war festlich angezogen.

Sarah hatte der Neugierde nicht widerstehen können; sie wollte das Geheimniß der Großmutter genau kennen und war allein an diesen schauerlichen Ort gegangen, und während sie das Gold und die Schätze verwundert betrachtete, hatte



Die Braut aus Irland oder der Großmutter Fluch.

Dieses g...
ung! Wie...
und nur...
dem. Sch...
anf, dem...
dem fern...
gen. Die...
König...
ste auf...
ein blas...
Dies...
Wo ist...
m me...
Jahre g...
Bade...
wider...
andere...
b her...
fnd nicht...
dies...
lin? W...
er oder...
ch will...
brach...
chrift...
Ergebn...

Steine...
lichem...
war. Sie...
an ein...
ronte. De...
Raffer...
den D...
ten Gang...
Begleit...
Schüler...
gang...
ch an...
nt hielt...
- viel...
einem...
ort g...
Sard...
einem...
ausg...
den...
trag, s...

ne nicht...
mij der...
an die...
dend...
betrad...

sich der Koffer von selbst geschlossen. Allzu schwach ihn wieder zu öffnen, war sie eine lebendig Begrabene!

So gieng der Fluch der Großmutter in Erfüllung!

Napoleon's Pferd bei Waterloo.

Der Schimmel, welchen Napoleon bei Waterloo ritt — so erzählt der „Moniteur parisien“ — hieß Acacia. Er war damals vier Jahre alt, von wunderbar schönen Formen und außerordentlicher Kraft. Als gegen das Ende der Schlacht Napoleon, verzweifelt über Grouchy's unerklärliches Ausbleiben, seine Garde dezimirt sehen mußte, sprengte er auf dem Acacia den feindlichen Carrés zu, um als Ziel seiner Laufbahn einen rühmlichen Tod zu finden. Unter den Todten und Sterbenden, welche da auf dem Schlachtfelde zerstreut lagen, war ein gewisser Peter R. aus Vire, dem eine Kanonenkugel ein Bein weggerissen hatte. Acacia sprang über ihn hinweg. Als Peter R., sein Haupt erhebend, den Kaiser erkannte, rief er Vive l'Empereur! nach, und fiel sodann in Ohnmacht. Ein Vierteljahr später war Napoleon in St. Helena; Peter hatte ein hölzernes Bein und war Minstrel seines Dorfes geworden, und Acacia gehörte den Besitzern der Tuilerien. Nach der Revolution von 1830 wurde er an einen Bürger von Vire verkauft (von wem?), der ihn unter der Bedingung, daß Acacia nicht veräußert werden dürfe und bis zu seinem seligen Ende das Gnadenbrod bekomme, einem gewissen L. schenkte. Eines Tages erkannte Peter, als er an der Spitze eines Brautzuges einhermarschirte, den Acacia; der Fiedelbogen entfiel seiner Hand, und ein volles Vive l'Empereur! entquoll seiner Brust. Peter fiel dem Pferde weinend um den Hals und erhielt die Erlaubniß, manchmal bei den Brautzügen darauf reiten zu dürfen. Im Jahre 1832 ritt Peter mit ihm, Violine spielend, im Schritte einen steilen Hügel hinab; da stolperte Acacia über einen Kiesel, fiel, brach sich ein Bein, und — der unglückliche Minstrel den Hals.

Die Müllerstochter oder die Nächstenliebe.

(Eine wahre Begebenheit.)

Das Revolutions Comité der Stadt Bressuire (Bezirkort des Departements des Deux-Sèvres, mit 2000 Einwohnern) hatte einen friedlichen Bürger, Namens Passot, zum Tode verurtheilt.

Ein Freund, der um seine Gefahr wußte, gab ihm jedoch Nachricht von dem ihm bevorstehenden Schicksale, so daß er noch bei Zeiten, als Bettler verkleidet, entweichen konnte. Während seiner Flucht wanderte er bei Nacht auf der Landstraße weiter, und den Tag über verbarg er sich im Walde zwischen den einsamen Bergen jener Gegend. Auf diese Weise hatte er ein Gebüsch in der Nähe einer Mühle erreicht, und sich, in den nicht weit davon liegenden Trümmern, versteckt.

Eines Abends war Antoinette, so hieß die Tochter aus der Mühle, zu einer Quelle gegangen, die nicht weit davon stieß, um frisches Wasser zum Nachtessen zu holen. Sie füllte ihren Krug und stellte ihn auf den Boden, seitwärts von der Quelle; sie selbst setzte sich auf eine moosige Bank in den Schatten einer Buche, welche ihr grünes Blätterwerk über dieselbe ausbreitete. Die Sonne gieng eben unter, und kein Laut unterbrach die tiefe, ringsum herrschende Stille.

Wählich kam es ihr vor, als höre sie ein schwaches Gewimmer, das von der Ruine herzukommen schien. Es war vormalig ein wohlthätiges Bauernhaus gewesen, aber vor einigen Jahren durch Feuer zerstört worden. Sie erhob sich sogleich und schritt auf das verfallne Haus zu. Am Eingange desselben gewahrte sie auf dem Boden die Gestalt eines Mannes, der sehr blaß aussah und im Todeskampfe zu liegen schien. Sie trat ohne Zögern näher zu ihm, versuchte ihn aufzurichten, und that in mitleidigem Tone einige Fragen an ihn. Der Unglückliche betrachtete die Kleine aufmerksam und sagte dann mit schwacher Stimme:

— Gib mir Brod, ich bin am Verhungern.

Bei diesen Worten traten Thränen in Antoinette's Augen; sie wußte nicht, was sie machen sollte: sie hatte kein Brod bei sich, und bei dem erschöpften Zustande des armen Leidenden fürchtete sie sich, ihn zu verlassen, um solches zu holen, weil er bei ihrer Rückkehr ausgeathmet haben könnte.

Nachdem sie einige Augenblicke gezögert hatte, hielt sie es doch für besser, ihn zu verlassen und etwas Speise zu holen, als ihm abzuwarten und ihn vielleicht vor ihren Augen verschwinden zu sehen. Sanft leate sie seinen Kopf wieder auf den Boden und hatte sich schon einige Schritte entfernt, als sie sich erinnerte, eine Birne und etliche Nüsse in ihrer Tasche zu haben. Nun eilte sie zurück, unterstützte des armen Mannes Kopf mit ihrem Knie und steckte ihm ein Stückchen von der Birne in den Mund. Er war so lange ohne Speise ge-

wesen, daß er mit einiger Schwierigkeit den ersten Bissen verschluckte; allmählig aber schien er wieder aufzuleben, und nach Verzehrung der Birne hatte er sich so weit erholt, daß er im Stande war, des Mädchens Fragen zu beantworten.

— Sind Sie denn schon lange an diesem schauerlichen Orte? fragte sie. Ihre Kleider sind ja ganz zerrissen, und Sie müssen viele Wochen nicht rasirt worden seyn. Aber kommen Sie mit mir in mein Haus: es ist nicht weit von hier, und mein Vater ist gütig gegen Alle, die im Elende sind. Sie werden bei uns jeden Tag im Ueberfluß zu essen, und bei Nacht ein bequemes Bett zum Schlafen haben.

— O mein gutes Kind! erwiderte Passot, ich danke Dir für Dein freundliches Anerbieten; aber ich kann keinen Gebrauch davon machen. Lieber will ich hier umkommen, als meinen Verfolgern in die Hände fallen und mein Leben auf dem Schaffote endigen. Hole mir ein wenig Brod

— dies ist Alles, um was ich Dich bitte, und versprich mir, gegen Niemanden, selbst gegen Deinen Vater nicht, zu erwähnen, daß Du mich gesehen hast.

Antoinette bot Alles auf, ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu überreden, und ihm Vertrauen zu ihrem Vater einzufößen; doch vergebens. So versprach sie denn, sein Geheimniß heilig zu bewahren.

— Glauben Sie nicht, sagte sie, daß ich Sie hier ohne Hilfe lassen werde; nein, ich werde Ihnen jetzt etwas zu essen verschaffen, und nicht ermangeln, jeden Tag zu Ihnen zu kommen und Ihnen etwas Brod zu bringen. Niemand soll etwas von Ihrem Hierseyn erfahren, und was mich betrifft, so werde ich lieber sterben, als Sie verrathen.

Als sie weggegangen war, fühlte sich Passot um Vieles ruhiger. Des Mädchens Theilnahme an seinem Schicksal rührte ihn zu Thränen, und er erkannte darin eine besondere Dazwischenkunft der Vorsehung, um sein Leben zu retten. Er konnte sich jetzt verborgen halten, so lange er es für gut finden würde, da seine kleine Freundin es übernommen hatte, ihn mit Speise zu versehen, und dadurch hoffte er, seine Feinde zu täuschen, bis sein Name vergessen wäre, oder eine neue Ordnung der Dinge in Frankreich ihm die Rückkehr zu seiner Familie gestattete.

In wenigen Minuten war Antoinette wieder bei ihm mit etwas Brod und Milch, wovon der Leidende freudig trank und sehr erquickt schien. Gern hätte sie etwas Näheres von seiner Flucht

vernommen; doch der Vater hätte sie vermissen und nach der Ursache ihres Ausbleibens fragen können. Deswegen begab sie sich fort, eilte zur Quelle, füllte den Krug und kehrte freudig in die Mühle zurück.

Ihrem Versprechen treu, versorgte sie Passot mit Lebensmitteln. Dieser ergötzte sich sehr an den kindlichen und verständigen Unterhaltungen mit Antoinette, die vergebens von Zeit zu Zeit ihre Bitte an ihn wiederholte, in die Mühle zu gehen und sich dem Schutze ihres Vaters zu vertrauen. Als sie eben eines Morgens diese Bitte wiederholte, wurden sie durch das Naben einer dritten Person aufgeschreckt, die plötzlich zwischen den Bäumen hervortrat. Antoinette faßte sich schnell, da sie ihren Vater erkannte.

— Fragen Sie ihn selbst, sagte sie zu Passot, ob ich ihm etwas gesagt habe.

Der Vater erwiderte: Es ist ganz wahr, mein Kind, daß Du nie etwas gesagt hast; aber wie konntest Du glauben, daß ich so blind seye und Deine häufige Abwesenheit nicht bemerken würde, und wie konnte es Dir einfallen, diesen Herrn hier so lange in seinem Elende zu lassen?

— Mein guter Herr, unterbrach ihn Passot sehr bewegt, es war nicht des lieben Kindes Schuld; ich habe mich ihren Bitten immer widersetzt, aus Furcht, Ihnen Verlegenheit oder Gefahr zu bereiten; denn ich habe selbst so viel erduldet, daß ich, Gott weiß es, einem Andern ähnliches Ungemach nicht wünschen möchte!

— Wenn Sie sonst nichts beunruhigt, erwiderte der Müller, so seyen Sie ganz getrost; ich laufe keine Gefahr, und im höchsten Falle habe ich ja nur Ein Leben zu verlieren, und das werde ich gern für meine leidenden Mitmenschen aufopfern. Nein, hier dürfen Sie nicht bleiben; diesen Abend, in der Dämmerung, wird Antoinette Sie abholen. Ich war vor etlichen Tagen genöthigt, meinen Gehilfen zu entlassen, der ein fauler Bursche war; Sie können an seine Stelle treten und seine Arbeit thun, wenn Sie fähig dazu sind; aber vorerst wollen wir Sie des langen Wartes entledigen. Ich kleide Sie in einen meiner Anzüge, so fällt aller Verdacht weg, und mit Gottes Hilfe wird Alles gut von Statten gehen. Ich verlasse Sie jetzt, in der Hoffnung, mit einbrechender Nacht Sie in der Mühle zu sehen.

So verließ er ihn, und als die Nacht einbrach führte ihn Antoinette in der Mühle ein. Nun wurde er sogleich rasirt und in einen neuen Anzug des Müllers gekleidet, worauf er unter dem Namen Niklaus seinen Sitz bei Tische zwischen dem Müller und dessen Tochter einnahm. Einige Glä-

ser guten Weines stärkten seine Lebensgeister, und noch mehr erquickte es ihn, seine müden Glieder einmal wieder in einem bequemen Bette ausruhen lassen zu dürfen, nachdem er sechs Wochen lang, dem Nebel und dem Regen preisgegeben, auf dem kalten, feuchten Boden der Ruine gelegen war.

Während der nächstfolgenden Tage half eine gesunde und reichliche Kost, und mehr als Alles, die Heiterkeit seines Geistes, dem Flüchtlinge vollends auf die Beine, und er erzählte darauf dem Müller was wir weiter oben berichtet.

So vergiengen mehrere Wochen. Da kam eines Tages Antoinette athemlos in die Stube gelaufen und meldete vier sehr wild aussehende Soldaten nähern sich der Mühle und sind mit Säbeln und Musketen bewaffnet. Passot, ganz erschrocken, fragte wohin er sich zu verstecken hätte. — Nirgend, sprach der Müller; denn in jedem Schlupfwinkel würde man Sie finden. Seyen Sie nur unerschrocken, fuhr er fort, nehmen Sie Ihre ganze Beherztheit zusammen, und überlassen Sie es mir, Ihre Feinde zu täuschen.

Gleich darauf traten die Soldaten herein. — Guten Morgen, Bürger, sagten sie, und einer von ihnen setzte hinzu: Da sind wir, vier wackere Bursche, bis zum Tode ermüdet, durch die Verfolgung eines Aristokraten, der uns bisher an der Nase herumgeführt hat. Nun, was könnt Ihr uns zu essen geben?

— Das Beste, was im Hause ist, sollt Ihr haben, erwiderte der Müller. Geh, Antoinette, lege ein frisches Tisch Tuch auf den Tisch und hole das Stück Schinken herauf, das vom gestrigen Mittagessen übrig geblieben ist; und du, Niklaus, gehe in den Keller und bringe vier Flaschen vom besten Burgunder für diese wackern Bürger; geschwind, Dickkopf! setzte er hinzu und packte ihn etwas unsanft bei der Schulter. Passot eilte zu thun, was ihm befohlen war. Es erforderte einige Minuten, seinen Auftrag zu vollziehen, und bei seinem Wiedererscheinen mit dem Weine schien der Müller sehr böse auf ihn, daß er sie so lange hatte warten lassen. Er machte in der That Miene, ihn zu prügeln, so daß die Soldaten ihn durch die Bemerkung zu besänftigen suchten, Niklaus schein ein recht ehrlicher Kerl zu seyn; nur sehr er etwas einfältig aus.

Der Müller setzte sich zu ihnen an den Tisch, sprach ihnen zu, es sich wohl schmecken zu lassen, versah sie reichlich mit Wein und fragte dann, wie es in der Welt zugehe und was sie Neues mitbringen.

— Krieg, sagten sie, gegen Alle, die sich dem

Fortschritte der Revolution widersehen. Die Gefängnisse sind vollgepfropft mit Angeklagten, trotz der täglichen Hinrichtungen, und wir sind in der Verfolgung eines Aristokraten begriffen, der Passot heißt, zu Bressuire wohnte und zum Tode verurtheilt wurde. Er ist entkommen; aber wir wissen auf's Bestimmteste, daß er in diesem Augenblicke nicht fern von der Stelle ist, wo wir sitzen, und wir hoffen ihn bald in unsere Verwahrung zu bekommen. Es ist eine bedeutende Summe auf seinen Kopf gesetzt, und die hoffen wir unfehlbar einzustreichen.

Sie ließen sich noch eine Flasche Wein geben, und als sie mit ihr fertig waren, sprachen sie ihre Absicht aus, die Mühle zu durchsuchen. Der Müller hatte keine Einwendung zu machen; im Gegentheil befahl er Niklaus, die Schlüffel zu holen und alle Thüren im Hause aufzuschließen. Als jede Ecke besichtigt war, wollten sie sich entfernen, als einem von ihnen einfiel, daß sie den Keller nicht durchsucht hätten, wo, wie er meinte, ein Duzend Verräther versteckt seyn könnten. Niklaus wurde nochmals angegangen und der Keller in gehöriger Form durchsucht. Beim Heraufkommen drückten sie ihre vollkommene Zufriedenheit aus, tranken noch ein Glas Wein und schieden vergnügt über die Aufnahme, die sie beim Müller gefunden hatten.

Indessen fürchtete der Müller, Hrn. Passot kein so sicheres Obdach mehr wie bisher gewähren zu können. Er wußte daß solche Besuche wie dieser sich wiederholen würden, und daß sein Schützling bei einem derselben überrascht und entdeckt werden könnte. Daher erklärte er, eine Reise von zwanzig Stunden ins Land hinein machen zu wollen, und ließ sich für sich und seinen Knecht einen Paß ausstellen. Schon nach einigen Tagen reiste er ab, brachte seinen Freund in das Haus einer seiner Brüder, übergab ihn seinem Schutze und kehrte mit dem belohnenden Bewußtseyn, eine edle That vollbracht zu haben, nach Hause zu seiner Tochter zurück.

Bei des Müllers Bruder lebte Passot ruhig bis zum Ende der Revolution, wo es ihm nicht schwer wurde, seine Unschuld zu erweisen und sein Vermögen zurück zu erhalten. Indessen verzog er in seinem Glück seine früheren Wohlthäter nicht. Zur großen Freude derselben fuhr er eines Tages ganz unerwartet vor der Mühle an, und da er Antoinetten mit Recht als die Retterin seines Lebens betrachtete, so ließ er sie in einem der ersten Institute zu Paris erziehen, und nahm sie bei dem baldigen Tode ihres Vaters an Kindesstatt an. Sie verheirathete sich nachher glücklich

und wurde Mutter von vier Söhnen, die alle ihrer Bestimmungen würdig wurden.

Geben ist seliger als Nehmen.

Ein junger Engländer von achtzehn bis zwanzig Jahren, der in Lausanne studirte, ging eines Tages mit dem Professor Durand, den man nur den Studentenfreund nannte, in der Umgegend der Stadt spaziren. Während sie nun so neben einander gingen, suchte Durand die Unterhaltung auf ernste Gegenstände zu lenken, als sie ein Paar lothige Schuhe neben dem Wege, auf dem sie gingen, liegen sahen, die, wie sie vermutheten, einem armen, auf einem nahen Acker arbeitenden Manne gehören mußten, welcher seine Arbeit in kurzer Zeit zu Ende gebracht hatte. Der Jüngling wandte sich an den Professor mit den Worten: „Wir wollen dem Mann einen Streich spielen, ihm seine Schuhe verbergen und uns da hinter das nahe Gebüsch verstecken, um ihn zu belauschen und seine Verlegenheit zu sehen, wenn er seine Schuhe nicht mehr finden wird.“

„Mein lieber Freund,“ erwiederte der Professor, „man muß nie auf Unkosten der Armen sich lustig machen. Sie sind reich, und daher im Stande, sich und dem armen Manne zugleich ein viel schöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh einen großen Thaler, und dann wollen wir uns verbergen.“

Der Student gehorchte, und jetzt stellte er sich mit dem Professor hinter das nahe Gebüsch, durch welches hindurch sie jedoch den Bauer bequem beobachten und seine etwaigen Aeußerungen der Verwunderung und Freude vernehmen konnten. Bald hatte der arme Mann seine Arbeit vollendet, ging den Acker entlang dem Wege zu, auf welchem der Acker stieß und an welchem er sein Wamms und seine Schuhe niedergelegt hatte. Während er das Wamms anzog, schlüpfte er auch mit dem einen Fuße in einen seiner Schuhe; er fühlte etwas Hartes, bückte sich und fand den Thaler. Erstaunen und Verwunderung malte sich auf seinem Gesichte; er besah den Thaler, fehrte ihn um und besah ihn noch einmal und abermal; jetzt wandte er seinen Blick nach allen Seiten hin, sah aber Niemand. Nun steckte er das Geld in die Tasche und wollte den andern Schuh auch anziehen; aber wie groß war seine Ueberraschung, da er nun den andern Thaler fand. Das Gefühl überwältigte ihn, er fiel auf die Knie, blickte gen Himmel und rief aus: „O Herr, mein Gott! so ist es doch wahr, daß du diejenigen nicht ver-

lässest, die auf dich bauen! Du wußtest, daß meine Kinder kein Brod haben, daß mein Weib krank darnieder liegt und daß ich rath- und hilflos war. Da hast du mir, du lieber himmlischer Vater, durch irgend ein zum Wohlthum geneigtes Herz dieses Geld zugesandt, damit mir geholfen würde! Ach, daß meine Seele deine Güte erkenne und daß ich dir meine Dankbarkeit bis in den Tod bezugen könnte. Das Werkzeug deiner barmherzigen Hilfe aber segne reichlich, du Vergelter aller Guten, mit deinem besten Segen!“

Der Jüngling stand da in tiefster Rührung und Thränen benezten seine Augen. „Nun,“ sagte Durand, „sind Sie jetzt nicht vergnügter, als Sie es gewesen wären, wenn Sie Ihren Streich ausgeführt hätten?“

„Ach, mein theurer, lieber Herr Professor!“ erwiederte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen will; ich fühle jetzt die Wahrheit der schönen, aber bisher nie verstandenen Worte: Geben ist seliger als Nehmen.“

Charakterzüge aus dem Leben Peters des Großen, Kaiser von Rußland.

Peter konnte es nicht leiden, daß man während dem Gottesdienst in der Kirche plauderte; deshalb hatte er in der Hofkapelle, in der Troitzischen und in verschiedenen andern Kirchen, die er von Zeit zu Zeit zu besuchen pflegte, einige Aufseher bestellt, die darauf Acht geben und die Leute vom Plaudern abhalten mußten. Er ließ auch eine besondere Strafbüchse an einer eisernen Kette, bei dem Eingang inwendig in der Kirche befestigen, in welche die Vornehmen, die man im Plaudern während dem Gottesdienst ertappt hatte, einen Knebel für die Armen einzulegen, im Herausgehen angehalten wurden. Die gemeinen Leute, die in gleiche Strafe verfallen waren, bekamen nach dem Gottesdienst auf dem Kirchhofe einige Stockschläge.

Ein Ueberbleibsel von dieser Kirchenzucht sah man noch 1750 in der Kirche des Klosters zum heiligen Alexander Newsky, wo das prächtige Grabmal dieses heiligen Helden von lauter getriebenen Silber errichtet ist, nämlich die angefertete Strafbüchse und ein am Wandpfeiler an einer Kette eingemauertes Halseisen, das Peter denjenigen, ohne Unterschied des Standes, in der Kirche anlegen ließ, die mehrmals im Plaudern

oder anderer Unanständigkeit, während dem Gottesdienst, ergriffen wurden.

Verordnungen und Befehle werden wohl in keinem Lande pünktlicher und buchstäblicher befolgt, als in Rußland. So hatte Peter der Große einmal den Befehl ergehen lassen, daß Niemand ohne Erlaubniß vom Hofe in die Admiralität zu St.-Petersburg eingelassen werden sollte, es wäre denn, daß er darin zu arbeiten hätte. Nun geschah es, daß ihm in der Nacht ein Prinz geboren wurde, und seine Freude darüber war so groß, daß er sogleich an die Thore der Admiralität lief, um in der Kirche derselben die Glocken anzuziehen; denn die Russen finden darin eine besondere Art von Feierlichkeit. Er klopfte an die Pforte. Der wachhabende Soldat rief: „Wer da?“

Peter. Ich mach auf!

Soldat. Das kann ich nicht; ich darf keinen Menschen einlassen; sey du Kaiser und klopf so lange du willst; ich werde dir die Pforte doch nicht öffnen.

Peter. Wer hat dir diesen Befehl gegeben?

Soldat. Mein Unteroffizier.

Peter. Nun, laß ihn rufen.

Der Unteroffizier erschien, der Kaiser befahl eingelassen zu werden; allein dieser verweigerte es ebenfalls, weil er vom Oberoffizier keine Erlaubniß hätte. „Ruft mir auch den Oberoffizier!“ sagte der Kaiser; und als dieser kam und den Kaiser erkannte, wurde ihm aufgemacht. Nachdem er die Glocken gezogen und seine Andacht verrichtet hatte, ließ er den Soldaten, den Unter- und Oberoffizier vor sich kommen, und beförderte alle drei, weil sie seinen Befehl so pünktlich vollzogen hatten.

Bei der Admiralität in St.-Petersburg hatten sich durch die beständigen Schiffarbeiten eine solche Menge Holzspäne gehäuft, daß das Admiralitäts-Kollegium schon einen Kontrakt machen wollte, damit diese Späne weggeschafft würden. „Nichts als Kontrakte und Kontrakte!“ sagte Peter, und befahl, öffentlich bekannt zu machen, daß Jedermann unentgeltlich Späne aus der Admiralität abführen könnte.

Raum war diese Erlaubniß bekannt geworden, so kamen von allen Seiten Wagen gefahren, welche Späne abholten; denn die vielen sumpfigen Gegenden um die Stadt und mehrere noch nicht gepflasterte Straßen in derselben machten

den Transport des Holzes aus den Wäldern beschwerlich und kostbar. Der Czar fuhr um diese Zeit eines Tages mit seinem Kabriolet nach der Admiralität. Der Adjutant, welcher ihn begleitete, wollte über die Zugbrücke fahren, und wurde gewahrt, daß ein Wagen mit Spänen eben auf diese Brücke hinaufgefahren war. Sobald er dieß sah, rief er dem Führer zu, umzukehren, und fuhr zugleich auf die Brücke hinauf, „Halt, sagte der Czar, siehst du denn nicht, daß dein Wagen beladen ist? Unser Gefährt ist leicht, und wir können es weit eher zurückziehen, als der Andere seinen Lastwagen.“ Hierauf stieg Peter selbst aus seinem Kabriolet und schob es nebst seinem Adjutanten mit eigenen Händen zurück.

Einige Tage darauf kam der Monarch wieder an die Zugbrücke, und zufällig traf sich's, daß derselbe Führer ebenfalls mit einem beladenen Spänewagen an der andern Seite derselben anlangte. Der Monarch kam ihm dießmal zuvor; er fuhr zuerst auf die Brücke und rief jenem zu, er möchte halten; dieser aber ließ sich nicht stören, und setzte seinen Weg fort. Der Czar war genöthigt, aus dem Kabriolet zu steigen, und da er die Person des Führers wieder erkannte, so sagte er zu ihm: „Neulich warst du zuerst auf der Brücke, und da war's billig, daß ich umkehren mußte; aber jetzt bin ich zuerst heraufgekommen; ich rief dir zu, daß du halten möchtest; warum thatst du es nicht?“

„Ich bin schuldig!“ antwortete der Fuhrmann.

„Das ist wahr,“ erwiderte der Monarch; „aber damit du dich in Zukunft besser in Acht nimmst, will ich dir noch eine kleine Erinnerung geben.“ Diese Worte wurden mit einigen Stockschlägen begleitet, bei welchen der Monarch ihm jedesmal zurief: „Sey bescheiden, sey nicht unverschäm! laß den zuerst überfahren, der vor dir auf der Brücke ist!“

Als Peter einer Sitzung des Senates beiwohnte und von verschiedenen Diebstählen hörte, die sich seit einigen Tagen zugetragen hatten, gerieth er in großen Unwillen und stieß im Zorn die Worte aus: „Bei Gott! ich will den verfluchten Diebereien endlich ein Ende machen.“ Er sah hierauf den damaligen Generalprokurator Paul Zwanowitsch Zagouschinsky an und rief ihm über die Tafel zu: „Paul Zwanowitsch, schreib sogleich in meinem Namen einen General-Ukass durch das ganze Reich, des Inhalts, daß wer auch nur so viel am Werthe stiehlt, als ein

Strick zum hängen kostet, der soll ohne weitere Anfrage gehängt werden.“ Der Generalprokurator, der die Feder bereits ergriffen hatte, hielt nach Anhörung dieses scharfen Befehls noch an und sprach mit Verwunderung zum Czar: „Aber Peter Alexeewitsch, bedenke doch die Folgen von solcher Ukase.“ — „Schreib“, sagte der Czar; wie ich gesagt habe.“ Jagouschinsky schrieb noch nicht, sondern erwiederte dem Monarchen mit Lachen: „Aber gnädigster Herr! wollen Sie denn ein Kaiser ohne Bedienten und Unterthanen seyn? wir stehlen Alle, nur einer mehr und merklicher als der andere.“ Der Czar fing über diesen scherzhaften Einfall an zu lachen und ließ es ohne weiteren Befehl dabei bewenden.

Als Peter das Schiffswerft in Spithead (in England) besuchte, wünschte er zu wissen, was es eigentlich für eine Bewandniß mit der Matrosenstrafe des Kielholens habe. Es war gerade kein Verbrecher vorhanden, mit dem man dem wißbegierigen Monarchen das Vergnügen dieses Schaupiels machen konnte.

— „Nun, so nehmet nur einen von meinen Leuten!“ sagte der Czar.

— „Ihre Leute sind in England unter dem Schutze der Geseze“, gab man ihm zur Antwort.

Die Räuberbande in den Pyrenäen, oder die Traboucaires, ein höchst merkwürdiger, vor dem Assisengericht zu Perpignan vom 19. bis zum 31. März vorigen Jahres abgehandelter Prozeß.

(Mit einer großen Abbildung.)

Mit Ungeduld erwartete die Gesellschaft den Augenblick, wo Verbrecher eigener Art, fürchterlich, sowohl durch die Anzahl, als auch durch die schrecklichen Marter welche sie ihre Opfer erdulden ließen, vor den Assisen erscheinen würden. Der anberaumte Tag war der 19. März. Da der Audienzsaal des Assisengerichtes für nicht geräumig genug gehalten wurde, so richtete man hiezu die alte Kirche des St.-Dominikus-Kloster ein. Um zehn Uhr wurden die Angeklagten, siebenzehn an der Zahl (fünf anderer hatte man bis dahin nicht habhaft werden können), vorgeführt. Vergebens suchte man in ihren Gesichtszügen Spuren der Grausamkeiten, die sie verübt zu haben

angeklagt waren. Aus den Verhandlungen ergab sich Folgendes:

Der Bürgerkrieg welcher schon so lange in Spanien wüthet, hat auf unsere Grenzen und bis in unsere Städte Männer getrieben, die der Müßiggang zum Bösen verleitet hat, und welche, die ihnen von Frankreich auf's großmüthigste angebotene Gastfreundschaft verhöhrend, ein abentheuerliches Nomadenleben in einer friedlichen, durch Thätigkeit verschönerten Existenz, vorzogen, und die zuletzt ihre Erwerbsmittel, statt in der Arbeit, nur in Verbrechen suchten.

Es bildeten sich Räuberbanden, die stets die Politik vorschützten, sich aber bald offen gegen die bestehenden Geseze erklärten und durch Gewaltthätigkeiten und Qualen aller Art sowohl Personen, als auch deren Eigenthum verletzten. Schon seit mehreren Jahren mußten die französischen Gerichte mehrere Greuelthaten mit dem Tode bestrafen. Dennoch bildete, dieser furchtbaren Exempel ungeachtet, sich eine Bande von Uebelthätern, die in den Umgegenden von Seret (Bezirksort im Departemente der Nistyrrenäen) ihren Mittelpunkt hatte, und von da aus die Grenzen Cataloniens und des Nistyrrenäendepartements beunruhigte.

Den 27. Februar 1845 wurde, Nachts um zehn Uhr, bei dem Dorfe Torreda, die von Gironne nach Barcelona¹ fahrende Eilkutsche angehalten. Der furchtbare Ruf: Halt! ertönte, die Zugseile wurden abgeschnitten. Die Kutschenschläge schnell geöffnet und den Reisenden geboten sich auf den Boden zu legen und durchaus kein Geräusch zu machen; wo nicht, so erfolge ein gewaltsamer Tod. Als Alles ausgestiegen war, zündeten die Räuber, zwölf oder dreizehn an der Zahl, Lichter an, durchsuchten die Reisenden, nahmen denselben ihre Papiere, welche sie durchlasen; dann streckten sie eine Art Mantel auf den Boden aus und befahlem jedem bei Todesstrafe alle Juwelen, alles Geld und was er sonst Kostbares auf sich trage darauf zu werfen. Ein Soldat wurde seines Mantels beraubt und mißhandelt. Die Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechtes wurde nicht berücksichtigt, und aller ihrer Betheuerungen ungeachtet wurden sie unter den fürchterlichsten Drohungen durchsucht. Doch

¹ Barcelona, Cataloniens Hauptstadt, Seehafen am Mittelmeer mit 120,000 Einwohner, eine der schönsten und reichsten Städte Spaniens. Der Festung gegenüber, auf der Spitze der Halbinsel, welche den Hafen bildet, liegt die Stadt Barceloneta, mit 10,000 Einwohner, einer Citadelle und zwei Casernen.

damit begnügten sich die Ruchlosen nicht. Drei Reisende, welche ihren Pässen nach den Verbrechern als die bedeutendsten bezeichnet wurden, mußten sich festhalten und knebeln lassen. Sie hießen Bailber, aus Gironne, Roger, aus Figuieres, und Masson, aus Darains. Des Letztern Mutter warf sich den Banditen zu Füßen und bat um Erbarmung für ihren Sohn, den sie fest umschlungen hielt. Alles war vergebens. „Schweig, rief ihr einer dieser fürchterlichen Menschen zu, schweig, denn dein Geschrei ist fruchtlos und uns zuwider, und wir erdolden deinen Sohn wenn du nicht auf der Stelle mit deinem Gebülle aufhörst.“ Da ließ sich ein Pfeifen hören. Dies war das Zeichen zum Ausbruch. Die Räuber ergreifen die Beute und führen die drei Unglücklichen davon, die sie nur in der Absicht bei Seite brachten, um für deren Freilassung eine bedeutende Summe begehren zu können.

Abziehend riefen sie den Uebrigen zu: Wehe Euch, wenn Ihr von dem hier Vorgefallnen etwas zu reden waget! Und was fanden die Beklagenswerthen während ihrer Zwangsfahrt mit den Banditen, auf einem überall mit Schnee bedeckten Wege? Zur Verzweiflung im Gemüthe gestalteten sich körperliche Foltern aller Art. Auch schrieb der junge Masson am 3. Mai an seine Mutter, indem er ihr ein Lösgeld von 800 Quadrupeln (Goldmünze von 40 Franken Werth) begehrte: „Das Elend drückt mich nieder! Der Frost quält mich, noch mehr aber diese Menschen! Das Fieber tödtet mich, und dennoch muß ich Tag und Nacht mühselig und vom Schmerz niedergebeugt auf dem Schnee marschiren. Ich weiß nicht, wo ich mich befinde; bloß kann ich sagen, daß ich in Gebirgen umherziehe. Umarmen Sie meine Brüder, und um Gotteswillen! mögen Sie doch nicht meines Todes wegen in Verzweiflung gerathen; ich bin darauf gefaßt.“

Schlaflose Nächte, meist unter freiem Himmel zugebracht, Nässe, Kälte, Mißhandlungen, Alles gesellte sich zusammen, um die Willenskraft der drei Unglücksgesährten auf eine harte Probe zu setzen. Bailber, schon etwas an Alter vorgeückt, konnte nicht lange widerstehen; seine Kräfte verließen ihn, und da er nach einigen Tagen die Todesnähe fühlte, so begehrte er, daß man ihn wenigstens vergönnte, seinen letzten Willen schriftlich niederzusetzen zu dürfen. Da er nicht Kraft genug dazu hatte, so diktierte er seinem Unglücksgesährten Roger sein Testament, welches einer der Räuber sogleich zu sich steckte, in der Hoffnung daraus einen bedeutenden Gewinnst zu ziehen.

Der Unglückliche wurde zurückgelassen, allein auf dem Schnee liegend, mit dem Tode kämpfend, und der Mantel, welcher ihn noch einige Augenblicke hätte gegen den Frost schützen können, wurde ihm weggerissen.

Drei Tage darauf und also weit von dem Orte ihrer Abreise wurden die Räuber in dem Gebiete St.-Michel de l'Adeles von Soldaten überfallen. Zwei der Letztern blieben todt auf dem Plage, und einige Räuber wurden verwundet.

Kaum waren seit dem Raube ihres Sohnes einige Tage verstrichen, als Madame Masson durch den Eilboten von Gironne einen mit Jakob Loquabeus unterzeichneten Brief erhielt, worin man von ihr 800 Quadrupeln verlangte, mit der Drohung, falls sie diese Summe an einen bezeichneten Ort zu schicken sich weigern sollte, ihr die Ohren ihres Sohnes zuzuschicken. Auf diesen Brief folgten noch einige andere, immer mit derselben Unterschrift, demselben Begehren, denselben Drohungen; ja, man rebete darin sogar von Ermordung des Jünglings und versicherte, daß wenn die verlangte Summe nicht bald abgegeben würde, man eine stärkere begehren würde. Drei herzhafte Männer aus der Gemeinde Darains erboten sich gegen die unglückliche Madame Masson, mit den fürchterlichen Traboucaires sich in eine Unterhandlung einzulassen. Der Ort des Zusammentreffens war in der Kapelle Las-Salines. Sie giengen hin, boten 100 Quadrupeln, welche höhnisch ausgeschlagen wurden. Die Räuber bestanden auf tausend Quadrupeln und setzten noch drohend hinzu: Saget der Mutter, daß wosfern sie uns die bestimmte Summe nicht schickt, so erhält sie zuerst die Ohren, dann die Augen und zuletzt den Kopf ihres Sohnes.

Ungefähr einen Monat nach Ausplünderung der Eilkutsche und der darin befindlichen Reisenden, den 25. März, wurde die Bande mit den zwei Gefangenen in einem Hause, Peresola de Terrasole genannt, von spanischen Gensdarmen überfallen. Zwei der Letztern wurden getödtet, und der unglückliche Roger fiel von einer Kugel getroffen todt nieder. Als die Gefahr vorüber war, theilte sich die aus 13 Räubern bestehende Bande: 5 zogen den Wohnungen des Johannes Vincens und Sebastians Barredes zu, die andern 8 suchten die Höhle Bassaguda auf, um darin den noch einzigen Gefangenen zu verbergen. Mehrere Tage irrten diese im Gebirge umher. Endlich erreichten sie dieselbe. Die Nahrungsmittel wurden ihnen durch Bauern zugeführt. Von da aus mußte Masson an seine Mutter schreiben und sie bestimmen, das festgesetzte Lo-

Die Räuberbande in den Pyrenäen, oder die Traboucaires.



segel so bald wie möglich zu schicken, und von hier aus brgaben sich ebenfalls einige der Bande nach Las Salinas, um die Summe zu erheben, welche wie man hoffte Madam Nassot dorthin schicken würde. Unter den bei dem Schlachtopfer Nassot gebliebenen Uebelthätern war einer Namens Pujade. Er hatte bis dahin an allen Veruelthoten Antheil genommen und sollte sich mit einigen seiner Mitconforten zu dem Schenkwrthe Parot del Watte, der Vierrant und Spion der Bande war, begeben. Die Abwesenheit der übrigen Räuber dennugend, ergriff er die Flucht und setzte die französischen Gerichtsbehörden von Alsem in Kenntniß. Er nannte die Räuber, die beim Ausplündern der Eilkutsche thätig gewesen waren, und bezeichnete besonders Johann Simon, Coll Suspine genannt, als den Einflußreichsten der Bande. Er war es der die Reisepässe durchlaß und diejenigen bezeichnete, welche als Geißeln sollten mit fortgeführt werden.

Die Familien der Geirauden waren indess nicht unthätig geblieben. Sie hatten überall von ihren Leuten umhergeschickt, und was in ihren Kräften stand, gethan, um die Unglücklichen zu befreien. Alles war fruchtlos. Die Gerichtsbehörde benutzte jetzt auf Eifrigkeit die Nachrichten, welche ihr durch Pujade mitgetheilt wurden. Letzterer führte sie an die Höhle Bassaguda, wo der Leichnam Nassots schrecklich verstümmelt gefunden wurde. Der Hals war ganz durchlöcher und in der Gegend des Herzens waren elf Dolchstiche zu sehen; die Ohren waren weggeschnitten, und was die Grausamkeit hiebei auf Höchste trieb und aus der Verwundung zu ersehen war, das eine der Ohren war erst lange nach dem andern abgeschnitten worden.

Es unterlag keinem Zweifel, daß diejenigen, welche die Eilkutsche angehalten und einige Reisenden aus derselben gewaltsam, in der Absicht einer Gelderpressung, mit sich fortgeführt hatten, und die sich nun in ihren Erwartungen getäuscht sahen, diesen schrecklichen Mord aus Nachgefühl verübt hatten. Die vollste Wahrheit trat bald im glänzendsten Lichte hervor. In der Nacht vom dem 2ten auf den 3. Mai wurde nämlich eine zahlreiche Räuberbande erblickt, die sich der Brücke del Pas del Loup, in der Richtung von Corsavy, in der Umgegend von Saint-Laurent del Cerdas, näherte. Kaum war die Obrigkeit in Kenntniß davon gesetzt, so ließ sie die bewaffnete Macht sich in Bewegung setzen, und den 6. Mai stieß sie auf einige derselben bei einem Meierhofs. Hier nahmen die Flucht, einer davon erhielt einen Schuß in den Unterleib und starb

bald darauf im Hospital zu Urles (in einer sumpfigen Gegend am linken Ufer des Hauptarmes des Rhone, 20,000 Einwohner. Südlich von der Stadt liegt das ungeheure große Kieselfeld, Frau genannt); die andern drei wurden eingeholt und in den Meierhof zurückgeführt, wo noch sieben ihrer Spießgesellen verhaftet wurden. Sie deshaupteten spanische Flüchtlinge zu seyn, die aus verschiedenen Städten Frankreichs, wo sie sich bisher aufgehalten, hier eingetroffen waren, um wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Allein diesen Ausfagen schenkte der Anführer der Soldaten keinen Glauben, und er that sehr wohl; denn beim Durchsuchen fand man bei ihnen goldene Uhren, Ketten, Reliquien; auch waren ihre Finger mit Ringen geziert, welche Gegenstände, wie es sich herausstellte, den Reisenden der geplünderten Eilkutsche gehört hatten.

Der Besitzer eines benachbarten Meierhofes sagte aus, daß am 2. Mai mit abbrechendem Tage eiff Kerle in sein Haus gekommen und ihm befohlen, sie zu bewirthen, indem sie hinzusetzten, falls sie angegriffen würden, so seien ihre Waffen nicht weit und sie selbst zu jeder Gegenwehr bereit. Auch erkannte er die zehn Gefangenen, die ihm vorgestellt wurden, als diejenigen, die kurz zuvor bei ihm gewesen waren. Die Wagnistrapersonen ließen in der Umgegend Nachsuchungen anstellen, und ungefähr zwanzig Metres von obigem Meierhofs fand man, in Löchern und in Stroh gewickelt, eiff Flinten und einen Dolch, welche die Räuber daselbst vergraben hatten. Auch das Fernglas, wovon Pujade geredet hatte und welches dem Nassot gehört hätte, wurde da gefunden. Pujade erkannte die Waffen und bestimmte sogar ganz genau welche einem Jeden der Bande zugehörte.

Den Tag nach der Einkerkung der Räuberbande gieng ein junger Hirte aus dem schon genannten Meierhofs auf den Speicher und fand auf dem Strohe, das den Räubern zum Lager gedient hatte, ein Stück Papier, das er aufhob und öffnete. Welches war nicht das Entsetzen des Jünglings, als er in demselben zwei menschliche Ohren fand, an welchen noch, durch geronnenes Blut festgehalten, einige Haare zu sehen waren. Es waren dies die Ohren des unglücklichen Nassot, welche, so war es der Wille der Vorsehung, die Räuber hatten liegen lassen, ohne zu bedenken, daß eben diese Ohren mit unaussprechbarem Bande sie an den Leichnam ihres Schlachtopfers fesselten. Als man den Verbrechern die Ohren vorwies, so stellten sie sich als wüßten sie darum gar nichts, und meinten die Ohren wären Schwämme.

Dies sind ungefähr die Verbrechen, welche dem Geschworenengericht aufs Klarste dargehan wurden, und worüber dasselbe sein Ja sie sind oder Nein sie sind nicht schuldig auszusprechen hatte.

Wir wollen nun den Leser etwas mit den Verbrechen selbst bekannt machen.

Johann Simon, Coll sous Suspine genannt, ein Spanier von Geburt, fünfundzwanzig Jahre alt, trieb früher Saffianhandel und erscheint vor Gericht unter einer fürchterlich doppelten Anklage, nämlich der des Straßenraubes und als Oberhaupt einer Räuberbande. Er wurde zum Tode verurtheilt und soll zu Ceret hingerichtet werden.

Hieronimus Tejes, Lorenz genannt, aus Lojosa (Spanien), vierundzwanzig Jahre alt, Tagelöhner, war angeklagt einer Räuberbande angehört, Straßenraub, Mordmord, u. s. w., bezangen zu haben, wurde ebenfalls zum Tode verurtheilt und soll zu Perpignan hingerichtet werden.

Joseph Balme, auch Sagals, Mamout oder Melanier geheißen, Tagelöhner und Spanier von Geburt, derselben Schuld wie die Vorigen überwiesen, wird zu Ceret hingerichtet werden.

Joseph Mathieu, mit dem Beinamen Chicolate, ein Catalonier, der Theilnahme an obigen Verbrechen überführt, wurde ebenfalls zum Tode verurtheilt und soll zu Perpignan hingerichtet werden. Letzterer war früher Maulschelreiber.

Lorenz Epel, Peter Baladre, Salvador Fabregas, Isidor Fargas, Anton Forcadell, Martin Reigt, alle aus Spanien, wurden, weil die Herren Geschworenen mildernde Umstände annehmen, zu lebenslänglichen Galeeren, noch Andere zu zwanzig oder zehn Jahren verurtheilt. Pujade, welcher die Obrigkeit durch Geständnisse zur Festhaltung der Bande brachte, bekam eine Thurmstrafe von drei Jahren. Einer nur, Namens Fabrad, mit dem Beinamen Domingo, wurde in Freiheit gesetzt. Die vier zum Tode Verurtheilten stießen drohende Worte aus, als sie den Urtheilspruch vernahmen, und behaupteten, in Frankreich werde die Gerechtigkeit mit Füßen getreten. Der Herr Präsident bemerkte ihnen, daß sie das Recht hätten gegen diesen Urtheilspruch einzukommen, und hat sie dringend, sich doch mit dem Himmel zu versöhnen. Seine wohlgemeinten Worte fanden bei den Verbrechern keinen Eingang.

Wir können, da einige der Verurtheilten Geständnisse gemacht haben, über obiges Urtheiltheilte in gewisse Umständlichkeiten, besonders über des unglücklichen Nassots Tod, eingeben.

Die vor dem Urtheilengericht der Dsyrenäen

den 30. Mai und 1. Juni stattgehabte Prozeßverhandlung stellt Folgendes ins Klarste Licht:

Den 6. Dezember 1844 wurden die an einer Mühle beim Flüsschen Moug, welches die Gränze zwischen Frankreich und Spanien bildet, aufgestellten Soldaten benachrichtigt, daß verdächtige Kerle sich im Walde Faytous aufhalten. Der Sergeant des Postens beorderte vier Mann ihm zu folgen, und der Müller erbot sich, ihnen als Führer zu dienen. Von der Höhe eines Felsens sah, in einer Entfernung von zwanzig Metres, der Müller das Gesträuche sich bewegen, und versicherte sich bald, daß dort die Verdächtigen sich befinden müssen. Die Soldaten giengen dem Orte zu, und auf die Frage: Wer da? antwortete man: Spanien. — Welches Regiment? — Traboucapres. Der Sergeant befahl den Uebelthätern, die Waffen niederzulegen, und schon zückten Kugeln über die Köpfe der Franzosen hin. Diese streckten sogleich zwei der Räuber nieder; ein dritter wurde verwundet, entkam aber. Es war dies Lorenz Espell, welcher bei Vincens Jusafre eine Zuchtschläffe fand, daselbst geheilt, und, wie wir wissen, zu lebenslänglichen Galeearbeiten verurtheilt wurde.

Er erschien abermals vor den Urtheilengerichtlichen Empörung und eines Mordmordversuches gegen die Soldaten am Posten des Flüsschens Moug, angeklagt, und neben ihm saßen Vincens Jusafre und Lia Varnedes, beide im Prozesse Nassot verurtheilt.

Dieser neue Prozeß war um so wichtiger, da zwei Zeugen verhört wurden, welche im vorigen Prozeß zu lebenslänglichen Galeeren verurtheilt worden, und über den in der Höhle Bassaguda vorgefallnen Mord Nachricht gaben.

Isidor Fargas, Manon genannt, berichtete Folgendes: Ich befand mich am 16. Februar 1845 bei Vincens Jusafre zu Las-illas, mit mehreren Andern. Wir giengen nach Spanien und plünderten bei Lorderes die Eilkutsche. Die Umstände der Plünderung wie Pujade sie erzählt hat, sind ganz wahr; Bailder ist aber nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern Forcadell und Johann Simon haben ihn getödet, weil er den Marsch der Bande aufhielt. Man hätte ihm das Leben gelassen, wenn nicht zu befürchten gewesen wäre, er würde der Obrigkeit die Spur der Bande verrathen. Johann Simon war der Chef der Bande und trafen sein Schatzmeister. Letzterer versagte über vieles Geld, und, wie ich im Gefängniß vernommen, hat er noch welches in einem Meierhofs auf der Gränze in Verwahrung.

Ueber Nassots Ermordung erzählt er Folgendes

segel so bald wie möglich zu schicken, und von hier aus begaben sich ebenfalls einige der Bande nach Las Salines, um die Summe zu erheben, welche sie man hoffte Madam Massot dorthin schicken würde. Unter den bei dem Schlachtopfer Massot gebliebenen Uebelthätern war einer Namens Pujade. Er hatte bis dahin an allen Greuelthaten Antheil genommen und sollte sich mit einigen seiner Mitconsorten zu dem Schenkwirthe Parot del Battle, der Lieberant und Spion der Bande war, begeben. Die Abwesenheit der übrigen Räuber benutzend, ergriff er die Flucht und setzte die französischen Gerichtsbehörden von Allem in Kenntniß. Er nannte die Räuber, die beim Ausplündern der Eilkutsche thätig gewesen waren, und bezeichnete besonders Johann Simon, Coll-Suepine genannt, als den Einflußreichsten der Bande. Er war es der die Reisepässe durchblas und diejenigen bezeichnete, welche als Geißeln sollten mit fortgeführt werden.

Die Familien der Geraubten waren indeß nicht unthätig geblieben. Sie hatten überall von ihren Leuten umhergeschickt, und was in ihren Kräften stand, gethan, um die Unglücklichen zu befreien. Alles war fruchtlos. Die Gerichtsbehörde benutzte jetzt aufs Eifrigste die Nachrichten, welche ihr durch Pujade mitgetheilt wurden. Letzterer führte sie an die Höhle Bassaguda, wo der Leichnam Massots schrecklich verstümmelt gefunden wurde. Der Hals war ganz durchstochen und in der Gegend des Herzens waren eils Dolchstiche zu sehen; die Ohren waren weggeschnitten, und was die Grausamkeit hiebei aufs Höchste trieb und aus der Vernarbung zu ersehen war, das eine der Ohren war erst langemach dem andern abgeschnitten worden.

Es unterlag keinem Zweifel, daß diejenigen, welche die Eilkutsche angehalten und einige Reisenden aus derselben gewaltsam, in der Absicht einer Gelderpressung, mit sich fortgeführt hatten, und die sich nun in ihren Erwartungen getäuscht sahen, diesen schrecklichen Mord aus Rachgefühl verübt hatten. Die vollste Wahrheit trat bald im glänzensten Lichte hervor. In der Nacht vom dem 2ten auf den 3. Mai wurde nämlich eine zahlreiche Räuberbande erblickt, die sich der Brücke del Pas del Loup, in der Richtung von Corsavy, in der Umgegend von Saint-Laurent del Cerdas, näherte. Kaum war die Obrigkeit in Kenntniß davon gesetzt, so ließ sie die bewaffnete Macht sich in Bewegung setzen, und den 6. Mai stieß sie auf einige derselben bei einem Meierhose. Vier nahmen die Flucht; einer davon erhielt einen Schuß in den Unterleib und starb

bald darauf im Hospital zu Arles (in einer sumpfigen Gegend am linken Ufer des Hauptarmes des Rhone, 20,000 Einwohner. Südlich von der Stadt liegt das ungeheuer große Kiefelfeld, Crau genannt); die andern drei wurden eingeholt und in den Meierhof zurückgeführt, wo noch sieben ihrer Spießgesellen verhaftet wurden. Sie behaupteten spanische Flüchtlinge zu seyn, die aus verschiedenen Städten Frankreichs, wo sie sich bisher aufgehalten, hier eingetroffen wären, um wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Allein diesen Ausagen schenkte der Anführer der Soldaten keinen Glauben, und er that sehr wohl; denn beim Durchsuchen fand man bei ihnen goldene Uhren, Ketten, Reliquien; auch waren ihre Finger mit Ringen geziert, welche Gegenstände, wie es sich herausstellte, den Reisenden der geplünderten Eilkutsche gehört hatten.

Der Besitzer eines benachbarten Meierhofes sagte aus, daß am 2. Mai mit anbrechendem Tage eils Kerls in sein Haus gekommen und ihm befohlen, sie zu bewirthen, indem sie hinzusetzten, falls sie angegriffen würden, so seyen ihre Waffen nicht weit und sie selbst zu jeder Gegenwehr bereit. Auch erkannte er die zehn Gefangenen, die ihm vorgestellt wurden, als diejenigen, die kurz zuvor bei ihm gewesen waren. Die Magistratspersonen ließen in der Umgegend Nachsuchungen anstellen, und ungefähr zwanzig Metres von obigem Meierhose fand man, in Löchern und in Stroh gewickelt, eils Flinten und einen Dolch, welche die Räuber daselbst vergraben hatten. Auch das Fernglas, wovon Pujade geredet hatte und welches dem Massot gehört hätte, wurde da gefunden. Pujade erkannte die Waffen und bestimmte sogar ganz genau welche einem Jeden der Bande zugehöre.

Den Tag nach der Einkerkelung der Räuberbande gieng ein junger Hirte aus dem schon genannten Meierhose auf den Speicher und fand auf dem Strohe, das den Räubern zum Lager gedient hatte, ein Stück Papier, das er aufhob und öffnete. Welches war nicht das Entsetzen des Jünglings, als er in demselben zwei menschliche Ohren fand, an welchen noch, durch geronnenes Blut festgehalten, einige Haare zu sehen waren. Es waren dies die Ohren des unglücklichen Massot, welche, so war es der Wille der Vorsehung, die Räuber hatten liegen lassen, ohne zu bedenken, daß eben diese Ohren mit unauflösbarem Bande sie an den Leichnam ihres Schlachtopfers fesselten. Als man den Verbrechern die Ohren vorwies, so stellten sie sich als wüßten sie darum gar nichts, und meinten die Ohren wären Schwämme.

Dies sind ungefähr die Verbrechen, welche dem Geschwornengericht aufs Klarste dargethan wurden, und worüber dasselbe sein Ja sie sind oder Nein sie sind nicht schuldig auszusprechen hatte.

Wir wollen nun den Leser etwas mit den Verbrechern selbst bekannt machen.

Johann Simon, Coll sous Suspine genannt, ein Spanier von Geburt, fünfundzwanzig Jahre alt, trieb früher Safranhandel und erscheint vor Gericht unter einer furchtbar doppelten Anklage, nämlich der des Straßenraubes und als Oberhaupt einer Räuberbande. Er wurde zum Tode verurtheilt und soll zu Ceret hingerichtet werden.

Hieronimus Teozes, Florens genannt, aus Lozosa (Spanien), vierundzwanzig Jahre alt, Tagelöhner, war angeklagt einer Räuberbande angehört, Straßenraub, Mord, u. s. w., begangen zu haben, wurde ebenfalls zum Tode verurtheilt und soll zu Perpignan hingerichtet werden.

Joseph Balme, auch Sagals, Mamout oder Belazunier geheiß, Tagelöhner und Spanier von Geburt, derselben Schuld wie die Vorigen überwiesen, wird zu Ceret hingerichtet werden.

Joseph Mathieu, mit dem Beinamen Chicolate, ein Catalonier, der Theilnahme an obigen Verbrechen überführt, wurde ebenfalls zum Tode verurtheilt und soll zu Perpignan hingerichtet werden. Letzterer war früher Maultreiber.

Lorenz Epel, Peter Balabre, Salvador Fabregas, Isidor Forgas, Anton Forcadell, Martin Reigt, alle aus Spanien, wurden, weil die Herren Geschworenen mildernde Umstände annehmen, zu lebenslänglicher Galeere, noch Andere zu zwanzig oder zehn Jahren verurtheilt. Pujade, welcher die Obrigkeit durch Geständnisse zur Festhaltung der Bande brachte, bekam eine Thurmstrafe von drei Jahren. Einer nur, Namens Fabrach, mit dem Beinamen Domingo, wurde in Freiheit gesetzt. Die vier zum Tode Verurtheilten stießen drohende Worte aus, als sie den Urtheilspruch vernahmen, und behaupteten, in Frankreich werde die Gerechtigkeit mit Füßen getreten. Der Herr Präsident bemerkte ihnen, daß sie das Recht hätten gegen diesen Urtheilspruch einzukommen, und bat sie dringend, sich doch mit dem Himmel zu versöhnen. Seine wohlgemeinten Worte fanden bei den Verbrechern keinen Eingang.

Wir können, da einige der Verurtheilten Geständnisse gemacht haben, über obiges Mitgetheilte in gewisse Umständlichkeiten, besonders über des unglücklichen Massots Tod, eingehen.

Die vor dem Assisengericht der Pyrenäen

den 30. Mai und 1. Juni stattgehabte Prozeßverhandlung stellt Folgendes ins Klarste Licht:

Den 6. Dezember 1844 wurden die an einer Mühle beim Flüsschen Moug, welches die Gränze zwischen Frankreich und Spanien bildet, aufgestellten Soldaten benachrichtigt, daß verdächtige Kerle sich im Walde Faytous aufhalten. Der Sergeant des Postens beorderte vier Mann ihm zu folgen, und der Müller erbot sich, ihnen als Führer zu dienen. Von der Höhe eines Felsens sah, in einer Entfernung von zwanzig Metres, der Müller das Gesträuche sich bewegen, und versicherte sich bald, daß dort die Verdächtigen sich befinden müssen. Die Soldaten giengen dem Orte zu, und auf die Frage: Wer da? antwortete man: Spanien. — Welches Regiment? — Traboucaires. Der Sergeant befahl den Uebelthätern, die Waffen niederzulegen, und schloß zwischen Kugeln über die Köpfe der Franzosen hin. Diese streckten sogleich zwei der Räuber nieder; ein dritter wurde verwundet, entkam aber. Es war dies Lorenz Espell, welcher bei Vincens Justafre eine Zufluchtsstätte fand, daselbst geheilt, und, wie wir wissen, zu lebenslänglichen Galeearbeiten verurtheilt wurde.

Er erschien abermals vor den Assisen, der öffentlichen Empörung und eines Mordmordversuches gegen die Soldaten am Posten des Flüsschens Moug, angeklagt, und neben ihm sitzen Vincens Justafre und Lia Warnedes, beide im Prozesse Massot verurtheilt.

Dieser neue Prozeß war um so wichtiger, da zwei Zeugen verhört wurden, welche im vorigen Prozeß zu lebenslänglichen Galeearbeiten verurtheilt worden, und über den in der Höhle Bassaguda vorgefallenen Mord Nachricht gaben.

Isidor Forgas, Manou genannt, berichtete Folgendes: Ich befand mich am 16. Februar 1845 bei Vincens Justafre zu Las-Plas, mit mehreren Andern. Wir giengen nach Spanien und plünderten bei Lorderes die Eilkutsche. Die Umstände der Plünderung wie Pujade sie erzählt hat, sind ganz wahr; Bailber ist aber nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern Forcadell und Johann Simon haben ihn getödtet, weil er den Marsch der Bande aufhielt. Man hätte ihm das Leben gelassen, wenn nicht zu befürchten gewesen wäre, er würde der Obrigkeit die Spur der Bande verrathen. Johann Simon war der Chef der Bande und Jafes sein Schatzmeister. Letzterer verfügte über vieles Geld, und, wie ich im Gesängniß vernommen, hat er noch welches in einem Meierhofs auf der Gränze in Verwahrung.

Ueber Massots Ermordung erzählt er Folgendes

des: Da ich Fußschmerzen und Augenweh hatte, so war ich beständig mit Massot in der Höhle. Ich gewann den jungen Menschen lieb, und zu wiederholten Malen forderte ich ihn auf, zu entweichen; doch dazu wollte er sich nicht verstehen, behauptend das Lösegeld werde nicht ausbleiben und dann könne er sich frei zu seiner Familie begeben. So verstrichen viele Tage, als einft Nachts um zehn Uhr Espell, Martin Reigt und Matheu, von Vincens angeführt, in die Höhle eintraten, wo ich und Bosc den Unglücklichen in Verwahrung hielten. Massot fragte sogleich ob das Lösegeld geschickt worden? — Nein, war die Antwort; aber die Bauern heßt man gegen uns auf. Nun mußte er zwei Briefe schreiben, und darauf bedeutete ihm Quicou (Bosc), sich zum Tode vorzubereiten. Er bat vergebens um Gnade. — Dies ist unmöglich, sprach Espell, Simon hat es befohlen.

Nun wurde ihm befohlen zu beten. Dies mochte ungefähr eine halbe Stunde gedauert haben, als Bosc und ich Befehl erhielten, die Höhle zu verlassen und vor derselben gute Wache zu halten. Bald darauf hörten wir das Stöhnen des sterbenden Jünglings; sein Todeskampf dauerte eine halbe Viertelstunde. Matheu (Chicolate) hatte ihn nicht mit einem Dolche, sondern mit einem Messer ermordet, und ich hörte sagen, Espell habe ihm die Ohren abgeschnitten, die er mir in ein Papier gewickelt gab, um sie in Bosc's Tasche zu stecken. Matheu verließ die Höhle und wusch seine blutigen Hände in einer Quelle. Es war eif Uhr Nachts. Der Eingang der Höhle wurde mit Steinen zugemacht, damit reißende Thiere den Leichnam nicht auffressen könnten. Wir kamen zu Simon und er fragte, ob die Sache abgethan sey, und sprach zu mir: Nun denn, Forgas, geriethest du in Angst? Auf seinen Befehl hin wurden die Ohren in ein Kohlblatt gewickelt.

Der zweite Zeuge, Martin Reigt, bestätigt das eben Ausgesagte und fügt noch hinzu: Espell, Matheu und ich waren beim Morde Massot's zugegen. Matheu band ihm die Arme, Espell hielt ihm die Beine. Ersterer kniete ihm auf den Kopf; da rief der Jüngling: Königin des Himmels, allerheiligste Mutter! Nun durchstach er ihm den Hals und versetzte ihm mehrere Stiche in die Brust.

Darauf wurde noch der Verurtheilte Forgas gehört, der utzgefähr dasselbe berichtete.

Das Geschwornengericht trat alsdann in den Berathungssaal und erklärte Espell, dieses Ungeheuer, für schuldig, doch mit mildernben Um-

ständen, und so wurde er abermals zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt.

Den 25. Juni wurden die sechs zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilten Verbrecher öffentlich in Perpignan ausgestellt, und die ganze Bevölkerung schloß daraus, daß die Hinrichtung der zum Tode Verurtheilten nicht ferne seyn könne, und in der That wurde denselben am 27. Juni, um 3 Uhr des Morgens, angekündigt, daß sie nur noch wenige Augenblicke zu leben hätten. Diese Nachricht schlug dieselben nicht nieder. Jcafes und Chicolate sollten um 4 Uhr Morgens hingerichtet, Simon und Sagals nach Ceret gebracht und dort das Urtheil an ihnen vollzogen werden. Sie baten dringend, man möchte sie doch vor dem Augenblick der Abreise nicht mehr trennen.

Wir haben im Prozesse gesehen, daß diese Verbrecher, ihrer Greuelthaten ungeachtet, gewisse Religionsgebräuche andächtig befolgten (wie sehr baten sie nicht den unglücklichen Massot, doch vor seinem Tode noch recht inbrünstig zu beten), was man bei den meisten Verbrechern aus Spanien und Italien findet. Sie hörten andächtig dem sie zum Tode vorbereitenden Geistlichen zu; sie baten Alle, welche sie auf ihrem letzten Wege sahen, um Verzeihung, und umarmten Pujade, dessen Geständnisse sie verrathen hatten; sie erklärten ihm, daß sie verfohnt von ihm scheiden, da sie wohl wüßten, daß er bloß seine Pflicht erfüllt habe. Jcafes blieb bis zum letzten Augenblicke ruhig und ergeben; nicht so Chicolate, der am Fuße des Schaffots wahnstunig wurde. Die zwei andern wurden nach Ceret geführt, wo sie mit vieler Standhaftigkeit die wohlverdiente Strafe erlitten.

Friedrich der Große und der Hauptmann.

Der König bemerkte einft beim Exerciren eines Regimentes, daß ein Hauptmann mehrere große Fehler machte. Dem Monarhen fiel dieß um so mehr auf, da dieser sonst, in Hinsicht des Exercirens, einer der ersten war, wie er denn dieß Lob auch in jeder andern Hinsicht verdiente. Die Fehler wurden so auffallend, daß sie endlich auf das Exercitium des Regimentes und auf dessen ganze Richtung Einfluß hatten. Friedrich wurde unwillig. — Aber ins Teufels Namen, rief er, Hauptmann von B..., was macht Er denn heute? Er steht ja da wie der Hauptmann von Capernaum, und Seine Krute marschiren wie die ungeübtesten Stadtsoldaten! Kaum hörte der Obrist des Regimentes diese harten Worte, als er schon an den

Monarchen ritt und ihn anredete: Ew. Majestät verzeihen gewiß heute dem braven Hauptmann jeden Fehler. — Und weshalb? Warum heute, da er sonst nie einen Fehler macht? — Der arme Mann hat eben heute kurz vor dem Ausrücken Nachricht von einem großen Unglück, das ihn betroffen, erhalten. — Unglück? wie so? — Sein einziger Sohn ist vorgestern ertrunken. — Allmächtiger Gott! ja, das ist etwas Anders, erwiderte der tieferschütterte Monarch, kommandirte: Halt! und ritt zum Hauptmann hin. Mit der ihm so eigenen, natürlichen Güte reichte er diesem die Hand: Lieber Hauptmann! sagte er, ich höre so eben, welches Unglück Ihnen getroffen hat. Ich nehme herzlichen Antheil daran, aber beruhige Er sich. Das Exerciren wird Ihnen gewiß heute unmöglich, und glaubt Er, daß es zu Seiner und Seiner Gemahlin Beruhigung beiträgt, so reise Er zu ihr auf Sein Gut und bleibe Er dort, so lange Er will. Seine Lieutenants werden gewiß von Ihnen so viel gelernt haben, die Kompagnie zu kommandiren.

Der dreiste Husar.

Am Ende des siebenjährigen Krieges ritt Friedrich II einst an der Fronte des Ziehenschen Husarenregimentes herauf. Ein junger Husar, der besonders mit Hieb-Narben im Gesicht gezeichnet war, fiel dem Monarchen so auf, daß er ihn fragte: In welcher Schenke hast Du denn die Bierhieben bekommen? — Der Husar antwortete ganz keck: Bei Collin, wo Ew. Majestät die Zechen bezahlen mußten. — Der König lachte und sprach: Ihr seyd Offizier! — Mit oder ohne (nämlich Equipage)? rief der Husar dem schon abreitenden Monarchen nach. — Mit! erwiderte der König, indem er sich umseh.

Die wohlaufgenommene Wahrheit.

Friedrich der Große war einst früher als gewöhnlich aufgestanden, und gieng im Garten von Sans-Souci spazieren. Er bemerkte einen Gärtnergehilfen, der schon arbeitete. Dieser war erst vor einigen Tagen in den Dienst getreten, und kannte den König nicht. — Du bist ja schon früh bei der Arbeit! rebete ihn Friedrich an. — Muß man denn nicht? gab dieser zur Antwort, wenn der alte Brummbär kommt und findet, daß nichts geschehen ist, dann ist der Teufel los. — Brav, mein Sohn! erwiderte Friedrich; bei dieser Ge-

sinnung verbleibe. — Damit gieng er ruhig fort und steckte den „alten Brummbär“ ein.

Die rettende Geistesgegenwart.

(Mit einer Abbildung.)

Spät am Abend, so erzählt ein Reisender, traf ich vor etlichen Jahren in einem Städtchen, Namens Marsch, am Fuße der verrufenen Ardennen¹ ein. Ich hielt hier Nachtlager. Dann hub die Reise durch das obre Gebirge an. Zwei Tage windet man sich auf einsamer Straße durch kahle, selten etwas bebaut Landstrecken, Berg auf und ab. In der Nähe trauern einzelne Fichten und dürres Haidekraut; den Blick, der darüber hinausschweifen will, hemmen düstere Waldungen. Kaum nach einigen Stunden trifft man auf etliche elende Hütten, in denen die bitterste Armut wohnt. Von Zeit zu Zeit erinnern aufgerichtete Kreuze, die den Fleck bezeichnen, wo ein Unglücklicher unter Mörderhand fiel, an die Unsicherheit des Weges. „Dort“, erzählte mir der Kutscher, indem er mit der Peitsche auf ein Gehölz seitwärts hinwies, dort rettete sich vor zwei Jahren ein junger Kaufmann durch den seltensten Muth aus der Gewalt zweier Räuber. Der junge Mann war aus einem Städtchen in der Nähe von Luxemburg (deutsche Bundesfestung an der Elze, mit 10,000 Einwohnern) gebürtig, und wollte nach Bastogne (Städtchen im Ardennenwald mit 2,400 Einwohnern) reiten, um dort einen Freund wiederzusehen, von dem er viele Jahre getrennt gewesen war. Am zweiten Tage seines Rittes fieng schon die Dämmerung an sich über die Berge zu senken, als er in einem Hause, an welchem wir flugs kommen werden, abstieg, um seinem ermüdeten Pferde etwas Haserbrod geben zu lassen. Hier erfuhr er, daß es noch vier gute Stunden bis Bastogne wären, und der Wirth rieth ihm ab, bei schon eintretender Dun-

¹ Sie sind eine Fortsetzung der beiden Lotbrinai-schen Landrücken auf beiden Seiten der obren Maas, und fangen erst an der mittleren Maas an, wo sie auf der ganzen Westseite dieses Flusses und auf der Ostseite der Aisne Argonnenwald, ein waldiaes, hohes Bergland, heißen; riehen sich dann als Wasserscheide zwischen dem Seine- und Rheinaebiete nordwestlich bis Calais, und enden mit dem Voraebirg Cap Blanc-Nez. Das Ganze ist eine aus Schiefer und Kalk bestehende, felsiae, mannsch durch Wasser-spüluna durchdrünnitene Waldaaend. Wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens ist die Gaaend sehr arm; Die Viehucht will nicht gedeihen; doch ist die Schafzucht beträchtlich und die Jagd sehr ergiebig.

felheit sich allein weiter zu wagen. Aber den Kaufmann trieb die Schnucht unaufhaltsam vorwärts. Er rechnete auf den Mond, der bald aufgehen mußte, und erklärte, daß er nichts als nur das Verfehlen des rechten Weges fürchte.

„Wenn Ihr weiter keine Sorgen habt, entgegnete ein Kerl, der nebst einem andern seines Gelichters in einer finstern Ecke der rauchigen Stube saß, so ist Euch leicht geholfen. Ich und mein Kamerad, wir sind Holzhauer und gehen noch diesen Abend nach Bastogne. Wenn Ihr nicht allzusehnell reitet, so können wir miteinander reisen.“

Froh nimmt der junge Mann das Erbieten an, zäumt sein Pferd, sitzt auf, wickelt sich in seinen Mantel, es regnete, und zieht nun mit den Weiden, die nebenher schlendern, fürbaß. Das Gespräch leitet sich bald auf das Grausige der Gegend, und die Holzhauer wissen gar manche schaudervolle Geschichte davon zu erzählen. So kommen sie denn in die Nähe jenes Gebüsches, „und, sagt der eine Kerl, hier gerade wurde auch einst ein Kaufmann vom Pferde geworfen!“ — und damit riß der Kerl den jungen Mann, der sich dessen nicht versah, plötzlich von seinem Roß herunter. Mit hervorgezogenem, gespanntem Pistol ward ihm nun befohlen, wofern er nicht auf der Stelle des Todes seyn wollte, ungeläunt zu folgen. Der Eine gieng voran; der Andere, ebenfalls mit gespannter Pistol in der Hand, folgte, indem er zugleich das Pferd, worauf der Mantelsack lag, am Zügel nachführte.

Der Kaufmann sah sogleich ein, daß die Räuber die Absicht hatten, ihn abseits des Weges umzubringen; denn hätten sie ihn nur ausplündern wollen, so konnten sie dies gleich auf der Stelle thun, da in der Stille der Nacht kein Wagen oder sonst ein Geräusch zu hören war. Höchste wahrscheinlich sollte denn also jener Busch, nach welchem die Bösewichter hinbogen, sein Kirchhof werden. Dort ließ sich Alles recht geheim vollbringen. Jetzt also auf der Stelle mußte ein Entschluß gefaßt werden oder nie! — Der beherzte junge Mann befahl das Gelingen in die Hand des Allmächtigen, zog ganz leise ein Taschentzerol hervor, spannte es im Gehen vorsichtig unter dem Mantel und richtete den Lauf gegen den Rücken des dicht vor ihm herschreitenden Räubers. Plötzlich drückte er los, und ohne darnach zu sehen, ob dieser Vorderste gefallen sey, sprang er wie ein Löwe auf den hinterwärts schreitenden Räuber los. Dieser, erschreckt durch den Schuß und den unerwarteten Angriff, und von dem schon gewordenen Pferd, das er am Zügel hielt, hin und her

gerissen, taumelte, und ehe er sich wieder fassen konnte, hatte ihn der rasche, kühne junge Mann niedergestürzt, und rang mit ihm, um sich des Pistols zu bemächtigen.

In demselben Augenblick fiel ein zweiter Schuß; denn jener Räuber, dem die Kugel durch den Rücken gegangen war, hatte seine letzten Kräfte zusammengerafft und nach dem Kaufmann gefeuert. Auch streifte die Kugel dicht am Kopfe vorbei, diente aber nur dazu, daß der Kämpfer seine Anstrengung verdoppelte, und bald gelang es auch dem Muthigen, dem Wuben das Pistol zu entreißen und die Kugel, die ihm zugebacht war, jetzt dem Räuber durch den Kopf zu jagen. Von Blut und Schweiß triefend, richtete nun endlich der Sieger sich wieder empor, und hervortrat in diesem Augenblick der Mond und erleuchtete mit hellem Schein die gräßliche Scene. Da lagen die Bösewichter in ihrem Blute und röchelten ihre schwarze Seele aus. Das Pferd war davon gelassen. Wo sollte der Kaufmann hin? Nach dem verächtigen Hause zurückkehren hielt der Reisende so wenig für rathsam, als noch länger auf dem Kampfplatze zu verweilen. Er eilte also querfeldein nach einem Fichtenwalde und stieg hier auf einen Baum. So dachte er die Nacht in größerer Sicherheit zuzubringen; aber noch keine Stunde hatte er hier in einer ziemlich unbequemen Lage gefessen, als er ganz in der Nähe sein treues Roß wiehern hörte. Er bemerkte bald, daß es mit dem Vorderfüße durch den herabhängenden Zügel getreten sey und nicht weiter fort könne. Er stieg also geschwind vom Baume herab; schwang sich auf sein Pferd und traf wohlbehalten gegen Morgen in Bastogne bei seinem Freunde ein, wo er denselben Tag noch der dortigen Obrigkeit den Hergang des nächtlichen Ueberfalles mittheilte.

So wurde dieser wackre Mann gerettet durch einen schnellen Entschluß und durch seine Geistesgegenwart. Es gibt Verhältnisse im Leben, wo der Mensch schnell handeln muß, und wo ängstliches Sinnen, was man hätte thun können, das Uebelste ist, was man thun kann.

Der größte Narr.

Im ersten Bataillon der Garde stand ein Soldat, Namens Behr, dem Friedrich II ausgezeichnet gnädig begegnete, und ihm zuweilen kleine Geldgeschenke machte.

Einst war Behr zu Gevatter gebeten; er gieng daher dreist zum Könige und sagte, daß er Ge-

vater stehen müsse, aber eben keinen Groschen Geld habe. Während dieses Sprechens griff er in die Tasche, holte eine bleierne Schnupstabsdose hervor, klopfte auf den Deckel und reichte sie dann ganz treuherrig dem Monarchen, mit den Worten: Wie ist mir denn, Sie nehmen ja auch wohl ein Präschen? — Lätelind nahm der Monarch eine, und sagte: Was hast Du denn da für eine Dose? — Ach, es ist nur ein schlechtes Ding! — Der König befah sie, setzte sie dann auf den Tisch und sagte: Mit dem Dinge wirst Du beim Gvatterstehen keine sonderliche Prade machen! Du hast auch gar keinen Ehrgeiz! Da hast Du eine andere Dose! — Bei diesen Worten nahm der Monarch eine mit acht Steinen besetzte Dose vom Tische und gab sie ihm. — Und hier hast Du zwei Friedrichsd'or, um Deine Ehrenausgaben bei dem Gvatterstehen zu bestreiten. Behr nahm Beides, gieng aber vom Schlosse sogleich zu einem Juwelier, um sich zu erkundigen, wie viel die erhaltene Dose werth sey. — Ich gebe Ihm für die Dose fünftausend Thaler! — war die Antwort. Ohne eine Solbe darauf zu erwiedern, nahm Behr mit Ungestüm die Dose zurück, eilte damit in des Monarchen Zimmer, setzte sie ganz aufgebacht auf den Tisch, und sagte in größter Bewegung: — Nein, wahrhaftig! zum Narren lasse ich mich nicht haben! — nahm seine bleierne Dose zurück und verließ eilig das Zimmer. Der Monarch sah ihm nach und rief hinter ihm her: — Nun sehe ich, daß Du immer der größte und ärgste Narr bist! — Und von dieser Zeit an sprach der König nie wieder mit ihm.

Die Giftmischerin.

Den 26sten, 27sten und 28. Juni 1846 wurde dem Assisengericht zu Straßburg ein Prozeß zur Entscheidung vorgelegt, welcher mit dem der so berühmten Wittwe Laffarge viele Aehnlichkeit hat, aber mit weit mehr und grausenerregenderen Umständen begleitet war. Wir wollen dieselben unsern Lesern in möglichster Kürze mittheilen.

Johann Georg Glöckler, Mahlmann zu Straßburg, war seit drei Jahren Wittwer und sann mehr der Erziehung seines fünfjährigen Töchterchens wegen, als aus andern Rücksichten, darauf sich wieder zu verheirathen. Er sprach diesen Wunsch gegen einige Personen aus und diese machten ihn auf Salome Niehl aufmerksam, welche in Hohenheim wohnte und ein hübsches

Vermögen besaß. Bald hatte die Heirath statt und nicht lange währte es, so hörte man Glöckler die bittersten Klagen gegen seine Neuwürmähle führen; denn der gutmüthige, thätige, für Alles besorgte Husvater hatte bei seiner Frau bald mit Schrecken alle Eigenschaften entdeckt, wodurch das Unalück einer Familie unausbleiblich erfolgt. Sie lebte in Sauf und Braus, erbrach zu wiederholten Malen die Schubläden worin Glöcklers Ersparnisse sich befanden und hatte geheimen Umgang mit Personen männlichen Geschlechtes. Nicht lange vor seinem Tode klagte Glöckler gegen einen Freund, daß er der Vater des Kindes schlechterdings nicht sey, mit welchem Salome Niehl schwanger war, doch, setzte er hinzu, werde ich es anerkennen, um nicht durch das Bekanntmachen der schlechten Sitten meiner Frau dessen Namen zu entehren. Siner Sanftmuth ungeachtet machte er zuweilen derselben bittere Vorwürfe in der Hoffnung sie auf bessere Wege zu bringen, doch umsonst; und die Nachbarschaft wußte um gar heftige Aufritte in dieser Familie. Zu dem Kinde aus erster Ehe hatte sie gar keine Liebe und als sie selbst Mutter zweier Knaben geworden war, nahm ihre Abneigung gegen dasselbe täglich mehr zu, sie sann darauf dessen los zu werden. Am Abende des 24. August 1840 gieng sie in ein Kämmerlein des fünften Stockwerkes, die fünfjährige Stieftochter folgte ihr dahin und stürzte wenige Augenblicke darauf vom Dache herunter, auf den Prediger Kirchhof, wo sie in den Armen herbeigeeilter Nachbarinnen verschied. Die Mademutter stieg ruhig die Treppe hinab und äußerte nicht das geringste Mitleiden, als man ihr den Leichnam der Kleinen zeigte. Als der bestürzte Vater nach Hause kam, rief er aus: „Salome, mir ist es unbekannt ob du schuldig oder unschuldig bist; solltest du aber das gräßliche Verbrechen verübt haben, so wisse daß ein unbestechlicher Richter im Himmel ist.“ In der ganzen Nachbarschaft sagte man sich in die Ohren, Salome Niehl sey die Mörderin ihrer Stieftochter; denn, setzte man hinzu, in dem Kämmerlein mußte die Mutter doch wohl sehen was das Kind für Bewegungen machte, und ob schon sie behauptete gar nichts von der Anwesenheit desselben gewußt zu haben, so ist es erwiesen daß diese Aussage grundfalsch, da das Kind, um an das Fenster zu kommen, an ihr vorbeigehen mußte; auch ist die Fensterlehne so hoch vom Boden, daß das Kind ohne emporgehoben zu werden, sich nicht über das Dach hätte hinausneigen können.

Diese zwar nicht ganz erwiesene ruchlose That sollte übrigens nur das Vorspiel zum Morde seyn,

den die Angeklagte an ihrem Manne zu verüben beschloffen hatte.

Im Monat August 1845 kaufte sie, mit dem Zeugnisse eines Polizei-Kommissärs versehen, in einer hiesigen Apotheke 250 Grammes Arsenik, welche sie mit 60 Centimes bezahlte, obschon sie in derselben eine laufende Rechnung hatte. Sie wollte damit jede Spur von diesem Ankaufe vertilgen. Und nun begann sie das höllische Werk. Glöckler beklagte sich von jener Zeit an, so oft er Speise genossen, die seine Frau zubereitet, über innerliche Schmerzen, die stets heftiger wurden, er nahm Brechmittel, die oft nicht fruchteten. Seine Kräfte schwanden bald so dahin, daß er sich keiner Arbeit mehr unterziehen konnte. Er mußte das Bett hüten, und ein Arzt wurde gerufen, der die Symptome eines Nervenfiebers zu bemerken glaubte, denn diejenigen einer Vergiftung mittelst Arsenik in schwachen Dosen sind jenen beinahe ähnlich. Im Monat November versiel Glöckler ins Delirium, seine Schwäche nahm so zu, daß der Arzt, am 3ten obigen Monats, auf dessen baldigen Tod aufmerkfam machte, und als er Abends wieder kam, erfuhr er der Kranke sey verschwunden. Die Angeklagte stellte sich ohnmächtig, er näherte sich ihr, fühlte ihr den Puls und fand daß die Dymnack nur eine erdichtete sey. Sie wurde zur Rede gestellt und erzählte: ihr Mann habe verlangt die Nothdurft zu verrichten, sie habe ihn auf den Nachtopf gesetzt und dann wieder ins Bett gelegt, darauf sey sie fortgegangen um den Topf zu leeren, seye wenige Minuten weggeblieben und habe, ins Krankenzimmer zurückgekehrt, denselben nicht mehr darin angetroffen. Man forschte im Hause, in der Nachbarschaft, Niemand hatte Glöckler gesehen, man durchsuchte den Abtritt, doch vergebens. Mittwoch den 5. November entdeckte man im Kothe desselben Abtritts den Leichnam und zwar mit aufgeschliztem Bauche; Gedärme, Leber, Milz, Magen und Herz waren daraus gerissen. Nun wurde es offenbar daß ein schreckliches Verbrechen verübt und daß der Körper ausgenommen worden, damit jede Spur von Vergiftung verschwinde. Wer anders konnte es verübt haben als die Angeklagte. Bei genauerm Nachsuchen entdeckte man auf dem Strohsack eines Bettes zwei Blutlachen, zwei blutige Betttücher in einem Schranke, wollene, mit Koth und Blut besudelte Strümpfe, Weißzeug und Lampen, die ebenfalls Blutspuren trugen. Die Angeklagte wurde hierauf bewacht. Die im Kothe des Abtritts gefundenen inneren Theile des Körpers wurden einer doppelten Analyse unterworfen, und die Pariser

Gelehrten fanden daß der ihnen überschickte Theil der Leber, die Eingeweide u. s. w., Arsenik enthielten.

Die Angeklagte wußte durch die Aussage des Arztes, daß ihr Mann nicht mehr lange zu leben habe und fürchtere mit Recht, daß man nach dessen Ableben zu einer Leichenöffnung schreiten werde. Es war also wichtig den Leichnam wegzuschaffen und um diesen Voratz auszuführen mußte sie allein seyn. Am Nachmittage des 3. Novembers waren Verwandte auf Besuch gekommen, und als diese Abends weg waren, wurden auch die Kinder und die Krankenwärterin unter verschiedenen Vorwänden weggeschickt. Da erscheint ein Neffe des Kranken, auch der ist bald abgefertigt und hört seine Tante die Thüre des Gemaches fest verschließen. Gleich darauf vernimmt der im Erdgeschoß wohnende Metzger zwei Schläge auf den Boden des Zimmers wo der im Todeskampfe liegende Glöckler sich befindet, dann wie einen schweren Gegenstand den man aus einem Zimmer ins andere schleppt. Die Frau, von Zeugen befreit, hatte ihren Mann unter den Arm genommen, ihn aus dem Bette gezogen (wobei die zwei Füße die zwei mitgerheilten Schläge verursachten) und ihn in eine kleine Kammer geschleppt, wo sie ihn in einem Schranke verbarg.

Nun spielte die Angeklagte eine Komödie, wodurch sich aber Niemand täuschen ließ: Sie erheuchelte heftige Schmerzen, sprach von Kindeswehen, ließ eine Hebamme holen und war sehr zufrieden von derselben zu erfahren daß sie diese Nacht bestimmt noch nicht ins Kindbett kommen werde. Statt im Zimmer des Verstorbenen zu bleiben, wo zwei Betten waren, geht die Angeklagte in dasjenige wo der Schrank war, und in der Nacht wurde der Leichnam aus dem Schrank genommen und zwischen den Strohsack und die Matraze des Bettes gebracht, in das sie sich legte. In der Nacht vom 4ten auf den 5. November wurde der Leichnam von ihr in das Erdgeschoß gebracht, wo der Abtritt war, und in denselben geworfen; denn, nachdem die Krankenwärterin einem im vierten Stocke wohnenden Herrn, der immer etwas spät kam und Licht bei der Familie Glöckler holte, geluchtet hatte, verschloß sie die Gangthüre doppelt. Sie schlief im Zimmer mit zwei Betten und die Angeklagte in dem daran stößenden. Die Verbindungsthüre hatte sie offen gelassen, um dieser, falls sie Hilfe verlange, beizuspringen zu können. Welches ist nicht ihr Erstaunen Morgens die Verbindungsthüre verschlossen und die Gangthüre nur einmal ver-

schlossen zu finden. Am Mittwoch wird der Leichnam gefunden. In dieser Nacht also ist er durch die Angeklagte hinabgeschafft worden. Am Tage der Leichendöffnung fand die Polizei unter dem Bette der Angeklagten das Messer, welches ihr zum Verhümmeln des Leichnams ihres Mannes gedient hatte.

Sie wurde hierauf ins Gefängniß gebracht, läugnete Alles hartnäckig, obgleich ihr Verbrechen aufs Klarste dargethan war, und wurde, weil die Herren Geschwornen mildernde Umstände annahmen, zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe, einer Stunde Ausstellung am Pranger verurtheilt und bürgerlich todt erklärt. Beim über sie verhängten Urtheil erbeucht sie eine Ohnmacht, verläßt aber, als der Herr Präsident erklärt daß die Audienz beendigt ist, mit festen Schritten den Gerichtssaal.

Auf die Frage ob sie die Mörderin ihres Stiefkinds gewesen, antwortete das Geschwornengericht verneinend, und auf die andere Frage, ob sie vermittelst Gift ihren Mann getödtet, bejahend, doch, wie schon gesagt, mit Annahme von mildernenden Umständen.

Da die Verurtheilte gegen das Urtheil nicht durch Appell einkommen wollte, so mußte sie bald darauf, Morgens von 7 bis 8 Uhr, vor der Fruchthalle vor einer unzählbaren Volksmenge an dem Sbandpfahle stehen und jetzt büßt sie in dem Centralhause von Hagenau für ihr schreckliches Vergehen.

Sittensprüche.

Steigst du zu Ehren empor, so Sorge, daß du nicht schwindelst.

Denke das Beste gern, auch selbst von Bösen das Beste.

Denke mit Freuden oft an vorangegangene Geliebte.

Oft gedanke des Todes, denn weise macht dich dieser Gedanke.

Seltene Menschen sind Edelgestein in der Krone der Gottheit.

Wer zu gefallen sucht wird sicherlich immer mißfallen.

Wie der Weinberg gefüllt mit Trauben, so werde dein Alter.

Dank und Zufriedenheit hebt und heiligt jeden Genuß uns.

Werde bescheidener stets, je mehr du zu Ehren gelangst.

Fühle dein eigenes Nichts — und lerne bescheidene Demuth.

Einige Charaden und Räthsel.

1.

Dreifilbige Charade.

Seh' ich dich, die meinem Herzen
Iren erwählt in Sehnsucht ist,
D! so weiden alle Schmerzen,
Weil du selbst bei leichten Scherzen
Gar zu gern die Erste bist.
Und in heitern Wechselgaben
Schwindet eben so mir hin
Auch mein wonnereiches Leben,
Weil ich gern die Erste bin.
Wie bewundr' ich die Korallen
Deines Mundes, Götterlaut,
Wenn die holden Töne schallen,
Seh' ich über Eden wallen,
Und dein Aug', so rein und traut;
Doch vor Allem stets die Letzten
Waren's, die in mildem Glanz
Mich vor allen hoch ergötzen,
Weiht' ich Einem Reiz den Kranz.
Wird dem stillen, treuen Ringen
Einst gewährt der schönste Preis,
Soll das Höchste mir gelingen,
Darf der Bräutigam umschlingen
Seine Braut in Liebe heiß,
Hast gesprochen Du vor Allen
Mir dein Ja am Festaltar,
Wie soll dann das Ganze schallen
Durch mein Leben immerdar!

2.

Gleichname (Homonyme).

Mich hat gar oftmals schon der Frauen Mund
gepriesen,
Mein Schimmer und mein Glanz schon manches
Aug' ergötzt,
Und keine läßt um mich die Mühe sich verdrücken,
Wenn sie mich breit und schmal an Hut und Kleider seht.
Auch muß ich größern Zweck noch außerdem erfüllen;
Denn Vielen liegt daran, sich ganz in mich zu hüllen.
Nun bin ich nicht allein zur Frauenlust erkoren;
Gar oft durchspäht mich auch mit ernstem Blick der
Mann;
Ich zeig' ihm wo der Feind die letzte Schlacht verloren.
Wenn er zum Gipfel auf mich nicht ersteigen kann.

5.

Und was wohl außer mir kein Andrer würde wagen,
Ich muß mich selbst sogar auf meinen Schultern tragen.

3.

Dreifilbige Charade.

Sucht Ihr die letzten Drei, Ihr findet
Beim Mädchen sie, das Bärtlichkeit
Mit Rosenfetten an Euch bindet,
Und in der Ehe Flitterzeit; —
Einst trefft Ihr sie in jener Welt; —
Das Erste bald in offnem Feld,
Und oft wo Ihr es nicht vermuthet,
Daß wohl das Herz Euch drüber blutet;
Denn meist verdeckt dies Wesen sein Gefühl,
Dreht in der Maske nur sein Spiel,
Sein Thun und Sinnen — wer hat's nicht erfahren?
Das Ganze wird's Euch offenbaren.

4.

Zweifilbige Charade.

Das Letzte hat's gewaltig hinter'n Ohren —
Ein Bild der Wachsamkeit und List —
Drum wird das Erste oft verloren,
Eh' man des Letzten Meister ist.
Das Ganze ist ein Thier als stolz bekannt,
Wird nach der Farbe so benannt.

5.

Vierfilbige Charade.

Wie grünen der Silben drei Ersten so milde,
Und ähren des lieblichen Südens Gefilde!
Die Vierte schmückt die junge Braut,
Wenn dem Geliebten der Priester sie traut.
Das Ganze, gewidmet verlorenen Lieben,
Ein Denkmal uns von den Iheuern geblieben,
Sieht in des Verwaiseten öde Brust
Dst schwermuthsvoller Erinnerung Lust.

6.

Räthsel.

Zwei Silben nur enthält das Wort,
Das R und D Dir nennen;
Sie nennen Dir den schönen Ort,
Den alle Menschen kennen;
Es trägt Dich durch das Leben hin,

Und in den Todestagen
Mußt Du, so wahr ich ehrlich bin,
Ihn auf Dir selbst noch tragen.

7.

Du siehst mich vielfach von Gestalt,
Doch immer hart und immer kalt;
Und, daß ich nichts von mir verhehle,
Ich habe eine schwarze Seele.
Und dennoch strömet innig warm
Aus meinem Innern Freud' und Harn,
Und bei gar manchen Kinderpöffen
Auch schwarzer Wß und bit're Glossen.
Wie manches fromme, schone Bild
Aus meiner schwarzen Seele quillt!
So diene ich bei Freud' und Leide,
Doch auch dem Hass und dem Meide.
Das ist mir Alles einerlei,
Ich bleibe immer kalt dabei;
Denn nichts zum Lobe, nichts zum Ruhme,
Sitzt mir von meinem Eigenthume.

Auflösung der Räthsel im vorigen Kalender.

1) Ketter. — 2) Nacht, Ach! — 3) Gelbsucht. — 4) Maul, Affe, Maulaffe. — 5) Zugbrücke. — 6) Blumengarten. — 7) Paß, Späß. — 8) Keller. — 9) Wolken. — 10) Achtung. — 11) Prozeß. — 12) Kartoffeln. — 13) Wein, dein, sein, kein, mein, Pein, rein, sein, Wein. — 14) Sarg, Arg, Gras.

Die Auktion (Versteigerung).

In einem Dorfe wollt' man Vieh verauktioniren
Und angesetzt dazu war ein Termin;
Doch da der Auktionator nicht erschien,
Vertrieb man sich die Zeit mit Voculiren (Trinken),
Und wie es oft zu gehen pflegt,
Es wurden die Gemüther aufgereg't;
Es kam zum Streit und blieb noch nicht dabei,
Denn dieser artet' aus in starke Prügelei.
„Mei! rief ein Jud': solch närrische Auktion
Hab' ich noch nicht erlebt, das muß ich sagen;
Hier geht es ganz verkehrt, hier wird ja schon
Eh' noch geboten worden, zugeschlagen!“

Genealogie der königl. Familie in Frankreich, und Alter anderer Regenten.

Ludwig Philipp I, König der Franzosen, geboren zu Paris den 6. Oktober 1773; vermählt zu Palermo, den 25. Nov. 1809, mit Maria Amalia, Königin der Franzosen, Tochter des verstorbenen Ferdinand I, König Siciliens, geboren den 26. April 1782.

Selena Luise Elisabeth, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, geboren zu Ludwigslust den 24. Jänner 1814, Wittwe von Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich Joseph von Orleans, Herzog von Orleans, ältester Sohn des Königs, gestorben den 13. Juli 1842.